Des Genies

Malheur und Glück.

Eine Erzählung

von

S. Brunner.

Wer liest jetzt Werke, wo sich die Citaten
Wie Eisgebirge, haben aufgehäuft,
Und wo der Text, als wie ein dünner Schatten
Ganz matt und kränklich oben drüber streift?

Zweite Auflage.

Zweiter Band.

Regensburg.
Verlag von Georg Joseph Manz.
1848.

45. D.

Hauptsatz und Gegensatz

Dreizehntes Kapitel.

Wie die Gäste vom Schlosse Abschied nehmen, und was dabei für annuthige Gespräche geführt werden.

Adieu, my kind friend, and believe, that I love you as much from inclination as reason.

Sterne.

Der Morgen des folgenden Tages war herangebrochen, Tornasol, Valloso und Crayon hatten das Frühstück eingenommen, und waren in ihren Wagen eingestiegen, schon hatte Tornasol von seiner zukünftigen Braut sich verabschiedet — als Agnes eine gestickte Ansicht von Rumpelhausen, welche sie schon früher verfertigt hatte, dem Marquis als Souvenir übergab — dieser war sichtlich erfreut; Crayon machte alsogleich die boshafte Bemerkung: Herr Marquis, Sie haben die Festung mit Sturm eingenommen — es freut mich bei der Uebergabe von Schloß Rumpelhausen als Zeuge gegenwärtig gewesen zu sein. — Agnes, welche die Worte Crayon's zu überhören schien, sprach mit bewegter Stimme zu Valloso: Herr Marquis, mögen Sie sich in ferner Zeit bisweilen an Rumpelhausen erinnern! — Fräulein, entgegnete Valloso, ich hoffe Rumpelhausen noch vor meinem Ende in Wirklichkeit

zu sehen, das Bild soll mir eine Erinnerung an Sie sein! — Wollen Sie uns vielleicht wieder einmal die Ehre geben? fragte Agnes. — Das Herz des armen Marquis war durch die letzte Scene vollends gebrochen, er wollte sprechen, aber es standen ihm zu viel Leute um den Wagen; schon stampften die Pferde, schon erscholl von allen Seiten: Lebewohl und Auf Wiedersehn, als Valloso die Frage, ob er wieder komme, durch die schnell herausgestoßene Galanterie beantwortete: **Comment, votre coeur ne vous le dit pas? Je reviendrai, vous en êtes bien sûre! Adieu** Der Wagen rollte fort. — Bravo! rief Crayon, der den letzten Worten Valloso's Aufmerksamkeit geschenkt hatte, **bravo! le Marquis est séduit, perdu, vaincu!** Außer dem Dorfe ging die Straße einen ziemlichen Berg hinan — die Reisenden stiegen aus — es führte sie ein näherer und angenehmerer Weg, als die Fahrstraße, durch den Friedhof auf die Anhöhe. Als sie die Todtenstadt passirten, sahen sie eben einen alten Mann an einem Grabe arbeiten. Der Graf machte die Bemerkung: An dem wird auch bald das Sprichwort wahr werden: Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein! — Crayon erwiederte: Der hat aber wahrscheinlich schon tausend Andern Gruben gegraben, und er selber kann doch nur in Eine fallen, und zwar in eine solche, die ihm wahrscheinlich ein Anderer gräbt. Uebrigens bin ich selber der Meinung, daß er es nicht mehr gar lange machen wird, steht er ja doch schon, nicht nur mit Einem, sondern mit zwei Füßen

im Grabe. — Crayon erinnerte sich an die Scenen der vergangenen Nacht, und fragte den Todtengräber, wann wohl der, welcher da begraben werde, gestorben sei? — Der Alte sprach: Heute früh, um zwei Uhr. — Und so bald macht Ihr euch schon an die Arbeit? — Ja, mein Herr, sagte der Todtengräber, gethane Arbeit ist geschehen — später scheint mir die Sonne zu sehr auf den Rücken. — Es war übrigens dieser Todtengräber eine ganz prosaische Figur, er hatte weder Humor, wie seine zwei Shakespear'schen Collegen im Hamlet, noch Charakter, wie die zwei dito in Dikens: Master Humphrys Wanduhr; er rauchte seine Pfeife, und warf mit kaltem Blut, ohne alle Reflexion, den modrigen Gesellen, der schon Jahre lang in seiner Grube der Ruhe gepflegt hatte, theilweise aus dem zertrümmerten Sarge heraus. Der Graf fragte ihn, wie lange wohl der begraben sei, den er so eben herauswühle? — Mag wohl an die vierzehn Jahre sein, sagte der Alte, er war Soldat, seine Beine haben ihn weit in der Welt herumgetragen, er kam dann einmal auf Besuch zu seinem Bruder hieher, und kehrte, weil es ihm hier sonderlich gefallen, nicht mehr zu seinem Regimente zurück, denn ich nahm ihn in's meinige auf; da hat er nun in dieser Reihe als Flügelmann seine Dienstjahre überstanden, morgen wird er abgelöst. Tornasol, der die Casse führte, gab dem Alten einige Münzstücke — dieser traute kaum seinen Augen — er war solche Geschenke nicht gewohnt, und als die Reisenden sich entfernt hatten, brummte er in den

Bart: Sind doch sonderbare Herren das, geben mir für ein Paar Worte mehr, als ich für sechs Gräber kriege! Ehe die Drei bei der untern Thüre hinaus gingen, hatte eine neue Grabschrift in Versen sie angezogen, welche auch alsbald gelesen wurde. Sie lautete:

Du, Natur, Du bist die Auflösung des Schmerzens,
Aber auch zugleich die Brecherin des Herzens,
Dein Stachel dringt tief ein in jede Brust;
Ihm ist es Alles Eins, ob Freude, oder Lust!
Es ist der Tod des Lebens furchtbares Drakel,
Er ist der Engel mit der umgestürzten Fackel —
Habt ihr aber auch das große Wort vernommen?
Wir werden einmal Alle zusammenkommen!
Hier ruht, aus der irdischen Hülle zu einem andern
Jenseits hinübergezogen,
Babette Tamerlin!
Ruhe ihrer Asche!
Sie weilet oben in den Sternenzelten,
Und blicket herab auf die kreisenden Welten.

He, Alter, rief Crayon den Todtengräber an, könnt Ihr uns nicht sagen, wer diese Grabschrift gemacht hat? — Die ist vom Herrn Aktuar Stifel, seine Grabschriften werden weit und breit gesucht; das Dichten geht bei ihm von Fleck! — Im Weitergehen bemerkte der Graf: Die Segnungen der Aufklärung haben sich bereits bis auf die Kirchhöfe verbreitet, mir ekelt schon vor einer sinnigen Grabschrift, wenn sie rein heidnisch ist und jedes christlichen Elementes entbehrt; aber der heidnische Unsinn, wie er selbst auf vielen Landfreydhöfen, sich in Poesie und Bilderei ausspricht, der bringt mich vollends auf-

Die drei Worte: »Dem Gott Gnadt" die unsere Vorfahren in ganz Deutschland auf ihre Grabsteine setzten, haben mehr Sinn, und sprechen ein Herz, welches der Erlösung sich noch nicht vollends entfremdet hat, mehr an, als der ganze moderne Plunder, mit dem der Zeitgeist seine Opfer noch bis in's Grab verfolgt.

Crayon, der mit dem Grafen in dieser Beziehung ganz gleicher Gesinnung war, nahm nun das Wort: Aber warum sagen Sie nicht lieber Friedhof? Tornasol antwortete: Weil es eigentlich gut und alt deutsch: Freydhof heißt.

Crayon. Es haben aber doch sehr wenige Sterbliche eine Freude, wenn sie an diesen Ort gerufen werden, oder wenn sie Andere dort wissen, welche sie im Leben geliebt haben?

Graf. So lange wir noch in der gebrechlichen Hülle des Leibes wandeln, läuft es uns freilich kalt über den Rücken, wenn wir über das jämmerliche Lebensende des Menschen nachsinnen; je mehr wir aber hier nach Gottes Wort das Streben nach Vollkommenheit uns angelegen sein ließen, desto mehr wird auch der Tod seine Schrecken für uns verlieren, und der Ausspruch wird uns klar werden: Selig, die im Herrn sterben, denn sie ruhen aus von ihren Mühen, und ihre Werke folgen ihnen nach. Nach diesen Worten wird nun derjenige, der im Herrn starb und gute Werke geübt hat, zu der Zeit wo seine sterbliche Hülle beerdiget ist, auch schon die Freude der

Seligen empfinden, oder wenigstens eine erquickende Hoffnung auf ein baldiges Ende seiner Seelenleiden in sich tragen; kurz seine Seele hat dann schon mehr Ursache sich zu freuen, als sie dies in diesem wandelbaren Leben hatte.

Crayon. Ich muß Ihnen gestehen, Herr Graf, ich war, wie Sie wissen, durch viele Jahre übel gelaunt, wenn das Gespräch auf Religion kam, ich fange aber jetzt an, dafür Geschmack zu gewinnen, und das habe ich, ohne Ihnen ein Kompliment zu machen, Ihrer Gesellschaft zu verdanken. Ich hatte, was Kunst anbelangt, immer die christkatholische Ansicht, wenn ich auch oft zu feige gewesen bin, sie auszusprechen. So z. B. waren mir die modernen Grabmonumente mit ihren trauernden Engeln, mit der Schmetterlingsverwandlung, mit den Thränen- und Aschenurnen und all' dem Firlefanz längst zuwider; sie ließen meine Seele öde und hoffnungsleer, und ich bin immer erquickt gewesen, wenn ich auf einem Grabsteine das Kreuz als Symbol der Erlösung und einen kernigen Bibelspruch fand.

Die Gesellschaft war während dem auf die Anhöhe gekommen, und begab sich in den Wagen, der (um zu zeigen, wie wir uns auch in Etwas dem Sprachgebrauche der ältern Novellisten fügen können) fortrollte, und hinter sich eine Staubsäule aufwirbeln ließ. Auch Valloso mischte sich jetzt in's Gespräch, und beipflichtend den Ansichten des Grafen, fügte er aus seiner Erfahrung noch Folgendes hinzu:

Es wird den Herren nicht unbekannt sein, daß auf dem Währinger Dorffreydhofe *) bei Wien, den ich theils wegen seiner Gebeine, die er umschließt, theils auch seiner Inschriften wegen, den ästhetischen nennen möchte, auf mehreren Grabsteinen sich Verse aus Byron finden; ich bin der Meinung, man hätte unter den Dichtern, für diesen Zweck, keine unglücklichere Wahl treffen können.

Graf. Da hast Du wohl Recht, denn Byron bleibt bei all' seinem Genius doch nur der Poet der Trostlosigkeit; ich bin immer von einem tiefen Wehe durchdrungen, wenn ich ihn lese; er dauert mich, wie ein blinder Mann, der sich in der Tollheit selber die Augen ausstach, und dessen Leben dann zu einer Klage über Finsterniß geworden. Ich sprach einst mit einem seiner Landsleute, der ihn persönlich kannte; der erzählte mir, als er mit dem Dichter einmal über Gott und Ewigkeit sprechen wollte, habe er wie ein dämonisches Wetterleuchten den Hohn über sein Antlitz zucken sehen, er nannte ihn auch den Hohnlacher (sneerer) alles Göttlichen. Uebrigens scheint Byron, als er es ahnte, daß die Anzahl seiner Tage bald abgeschlossen sei, seine Gesinnung geändert zu haben; dies ergibt sich aus den Endreimen eines Gedichtes,

---

*) Zum Unterschiede von dem Währinger Stadtfreydhofe, welcher der größte Wiens ist, und der von der nahen Lage an dem Dorfe Währing seinen Namen erhielt; das Dorf hat aber seinen eigenen, nämlich den obenangeführten Begräbnißort.

welches die Aufschrift trägt: Unter dem Vorgefühle eines frühen Todes geschrieben *).

Crayon. Es ist ja bekannt, daß er mit großer Reue auf die zu Venedig im wüsten Leben vergeudeten Tage zurückgesehen.

Graf. An dem verkehrten Leben dieses Dichters hatte einer seiner Freunde, Namens Shelley, wohl keinen geringen Antheil; er war ein Pantheist ganz eigener Art, er verwarf die Vorsehung und nahm dafür eine Alliebe an, wahrscheinlich wußte er selbst nicht, was er damit sagen wollte.

Crayon. Auf demselben Begräbnißplatze, von dem der Herr Marquis eben sprach, entsinne ich

---

*) Die besprochenen Verse lauten:

Dich, Vater, ruf ich, Licht der Welt,
Nacht deckt der Seele Gründe,
Du, ohne den kein Sperling fällt,
Wend' ab den Tod der Sünde.

Du leitest ja den Wanderstern,
Zeigst Dich der Elemente Herrn;
Dein Mantel ist das Firmament.
Schenk' sünd'ger Lust und That Vergeben,
Und will der Tod mich bald verderben,
So lehre mich, o Herr, zu sterben!

Geistreich bemerkt Maret (in seinem **Essai sur le Pantheisme, Paris 1841**) über die Göthe'sche und Byron'sche Poesie: **Goethe et Byron ont les premiers introduit le panthéisme dans la poésie. Toutes les richesses de la plus brillante imagination, toutes les ressources d'une puissante invention et les beautés du style dissimulent mal le désordre qui règne dans la pensée, et l'indigence d'un fond, où le coeur ne trouve que l'orgueil et la haîne, le doute et le désespoir etc.**

mich, einige ganz besondere Lächerlichkeiten und Ausgeburten der menschlichen Eitelkeit gesehen zu haben. Man findet dort Beethovens Grab, auf dem Stein, der über die sterbliche Hülle des großen Tonsetzers gesenkt ist, steht nichts geschrieben, als das Eine Wort: Beethoven. Diese einfache Aufschrift finde ich bei einem Manne von solcher Berühmtheit ganz in der Ordnung; nun haben sich aber auch Leute, deren Ruhm höchstens in ihrem erwucherten Reichthume besteht, beikommen lassen, es mit ihren Familiengrabstätten auf eine ähnliche Weise zu halten, man sieht da auf großen Granit- oder andern Steinblöcken nichts, als den simplen Familiennamen, in der Voraussetzung, daß die Biographie, das Leben und Wirken der Familienglieder ohnehin aller Welt bekannt sein müsse.

Doch es scheint, als ob wir den Reisenden schon Gefälligkeiten genug erwiesen hätten, wir haben sie über den Berg begleitet, sind noch eine Strecke mit ihnen im Wagen gesessen, um auf ihre Worte zu hören, nun aber wollen wir sie allein ihre Reise nach Wien zurücklegen lassen, und uns um die andern Gäste in Rumpelhausen, welche bisher nur zu sehr vernachlässigt wurden, bekümmern.

Frosch, Rund und Storch, die drei Studiosen, waren jetzt durch einige Kapitel, wie es dem geneigten Leser nicht entgangen sein kann, gewaltig in den Hintergrund zurückgeschoben, und selten nur haben sie ihre Stimme ertönen lassen. Diese Schweigsamkeit

und Zurückgezogenheit wird Jenen ganz natürlich vorkommen, welche bedenken, daß arme Studenten neben reichen und angesehenen Leuten nothwendiger Weise eine ganz armselige Rolle spielen. Je weniger sie aber hier redend eingeführt wurden, desto gesegneter war ihr Appetit — selbst Frosch legte, trotz seiner Melancholie, keinen Spott auf's Essen, und war deswegen von allen andern derartigen unglücklichen Liebeshelden sehr unterschieden, denn diese Erbarmungswürdigen müssen gewöhnlich durch die Hartherzigkeit ihrer Autoren von der Luft leben, bis sie die interessante Bläße des Gesichts und den unstäten Schritt, sammt jener ganzen Verworrenheit der Gestalt erlangt haben, welche auf die innere Zerrissenheit hindeutet.

Viele Schwänke, wie sie bei zusammenwohnenden Studenten seit Jahrhunderten gang und gäbe sind, wurden auch hier durchgeführt. Bettladen wurden herausgenommen, so daß der Unschuldige, der sich, ohne etwas Arges zu ahnen, schlafen legen wollte, mit großem Gepolter, zur Kurzweil der andern Kollegen, von denen natürlich ein jeder von der ganzen Sache nichts wissen wollte, durchfiel. Decken wurden an verborgenen Schnüren durch einen plötzlichen Ruck von dem Einschlummernden weggezogen, der, wenn er gescheidt war, gute Miene zum bösen Spiel machte, wenn er aber das nicht war, seinen Aerger in verschiedenen Brummungen an den Tag legte, wie z. B.: Das sind Dummheiten! Beim Tage mag man sich wohl so etwas

gefallen lassen, aber zum Schlafen sollte man Ruhe haben, und in der Nacht sind solche Dinge eselhaft. — Darauf wird von einem Andern erwiedert: Aber sieh', lieber Freund, Du sagst: bei Tage ließest Du Dir so etwas gefallen, aber wer kann Dir bei Tage die Decke wegziehen, da Du sie nur zur Nacht gebrauchst — also nur vernünftig u. s. w. Wehe dem, der sich da erzürnt und seinen Zorn nicht zu verbergen weiß, denn er wird zum Stichblatt seiner Genossen ausersehen. Wohl hingegen dem, der, wenn auch nur scheinbar, mit großem Phlegma selber über diese wohlgemuthen Späße lacht, denn an ihm werden sich seine lustigen Kollegen bald die Zähne abgebissen haben.

Schon war von den Studiosen der Tag bestimmt, an welchem sie sich vorgenommen hatten, von Rumpelhausen zu scheiden. Peter sollte, vom beginnenden Schuljahre an, seine Studien in Innsbruck fortsetzen, die Trennung von ihm fiel seinen Mitschülern schwer, denn man findet nicht alle Tage so gute Jungen, die gastfreie Eltern und behagliche Schlösser haben.

Am Abend vor der Abreise nahm Frosch seine Rumpelhauser-Ansicht und trug sie zu Rosa, mit der Bitte, sie möge sich dies Bild behalten; es würde für ihn eine Ehre sein. Rosa gab ihm eine Landschaft, von ihr gezeichnet, zum Gegenpräsent, und sagte: Leben Sie recht wohl, und seien Sie künftig fleißiger, als Sie dieser Tage waren; mich sollte es freuen, einst von Ihren Arbeiten etwas zu hören, denn ich habe die Ueberzeugung, daß Sie zum Landschaftsmaler

geboren sind. Frosch verbeugte sich, und ging zur Thüre hinaus. Er hatte sich den Abschied von Rosa von seiner Seite wenigstens sentimentaler gedacht, als er ausgefallen war. Kaum hatte er sich einige Schritte von der Thüre entfernt, als er ein Paar ganz seltsame Sprünge machte, und diese Capriolen noch über die Stiege hinab fortsetzte, wo er bei jedem Tritte mehrere Stufen zusammennahm. Diese Sprünge waren begleitet von folgenden Sätzen und Interjectionen: Prrr, prrr, Frosch, sei ein Philosoph! Du hast die erste Lanze mit deinem Herzen gebrochen, die ganze Welt soll Dich Huckepack tragen! Prr! Was ist die Welt? Prr! Pfui! Keine Sentimentalität! Am Ende habe ich doch ein Talent, das hat sie mir zugestanden, und damit basta! — Frosch ging auf sein Zimmer, holte sich dort einen Spazierstock, und ging allein hinaus in's Freie. Dort wandelte er schnellen Schrittes einen Weg zwischen Bachweiden hin, in deren Zweige er mit seinem Stocke mörderisch hineinhieb, so daß bei jedem Schlage einige derselben zu Boden fielen. Ein Bauer, der ihn längere Zeit betrachtet hatte, rief ihm endlich zu: Aber, Herr, was haben Euch denn die jungen Bäume gethan, daß Ihr sie nicht in Ruhe lassen wollt? Das ist doch eine Sünde, so muthwillig etwas zu verderben —! Frosch entfernte sich schnell und beschämt, er hatte weder an die Weiden, noch an's Ruiniren derselben gedacht, und seiner Streiche, die hageldicht auf die Zweige niederregneten, wurde er erst durch die Anrede des Bauers bewußt.

Frosch dachte nämlich an die Verse, die er auf die Kehrseite des Rumpelhauser-Bildes geschrieben, und sagte eben zu sich: Und durch diese Verse habe ich mich gerächt. Gerächt? Wie? Vielleicht auch lächerlich gemacht! Wenn das wäre? Und in diesem Gedanken äußerte Frosch unwillkürlich seine Gefühle durch die sonderbaren Stockmanipulationen, welche er gedankenlos ausführte.

Während dem fand Rosa, die das Bild betrachtet hatte, und es auf einen Tisch hinlegen wollte, beim Zusammenrollen desselben, die von Frosch darauf geschriebenen Verse. Sie las:

Nimm' hin dieß Hauses Bild als ärmliches Vermächtniß
Von einem armen Jungen, der es nimmer braucht;
Es bleibt mit Flammen eingebrannt in sein Gedächtniß,
Bis er den letzten Hauch aus wunder Brust gehaucht.

Hier hat zum ersten Mal Dein Antlitz er gesehen,
Hier hat zum ersten Mal er Deinem Wort gelauscht;
Hier hat zum ersten Male bang' und süße Wehen
Er in der Brust gefühlt, doch niemals ausgetauscht.

War ich zu kühn, daß ich, was mir mein Herz beweget,
Zum Trauerhaus der Dichtung habe aufgebaut?
O wenn in Dir sich nur ein Strahl von Mitleid reget,
So höhne nicht den Schmerz, den ich Dir anvertraut.

Wo ist ein kluges Weib zu finden, das sich ganz und gar von der Eitelkeit losgerungen hätte? Obwohl Rosa durch die Neigung des Studenten Frosch, die sich in diesen Versen nur zu deutlich aussprach, unangenehm berührt war, so fand sie sich doch anderseits

auch geschmeichelt und zum Mitleid bewegt; nach langer Ueberlegung, ob hier gänzliches Ignoriren oder eine Antwort geeigneter sei, entschied sie sich für das Letztere. Sie nahm ein kleines Studienblatt, auf welchem ein ausgehöhlter Baum gezeichnet war — um dem Studiosus die Antwort nicht in Briefform übergeben zu dürfen, und schrieb auf die Kehrseite desselben:

Lieber Frosch!

Ich bin überzeugt, daß die Worte, welche Sie mir geschrieben haben, nichts Anderes sind, als eine Geburt Ihrer jugendlichen Phantasie. In einigen Tagen werden Sie auf das, was Sie schrieben, vergessen haben, und schon in einigen Monaten werden Sie darüber lachen; denn ich halte Sie für zu vernünftig, als daß Sie je im Stande wären, einer kränkelnden Sentimentalität sich hinzugeben. Ich wünsche Ihnen herzlich Glück auf Ihrem künftigen Lebenswege; sollten Sie je in irgend Etwas meiner Hilfe bedürfen, so seien Sie versichert, daß ich gewähren werde, was in meinen Kräften steht; wenden Sie sich in solchen Fällen an

die

Schreiberin dieser Zeilen.

Des andern Morgens ließ Rosa den unglücklichen Maler (er hielt sich wenigstens für den Augenblick ein klein wenig für unglücklich, Rosa aber hielt ihn für unglücklicher, als er wirklich war) durch ihr Mädchen zu sich rufen, und händigte ihm unter einem

versiegelten Couverte das Blatt, welches halb Zeichnung und halb Brief war, ein, unter der Bedingung, daß er es erst außer dem Weichbild des Schlosses aufbrechen dürfe, sich aber dabei jeder glorioſen Hoffnung enthalten solle, um keine bittere Täuschung zu erfahren. Frosch stotterte die Worte heraus: Fräulein, ich danke Ihnen für Ihre Güte, mag der Brief auch was immer enthalten. Leben Sie recht wohl! Wer weiß, wann ich Sie wieder sehe, ich wünsche Ihnen viel Glück! Frosch entfernte sich, und trieb seine Kollegen, die ihr Frühstück schon eingenommen hatten, zum Aufbruche an. Der alte Ritter Fabius drückte jedem Studenten herzlich die Hand, und sagte: Sollten Sie sich hier unterhalten haben, so freut es mich; wenn Sie je wieder in die Gegend kommen, rechne ich auf einen Besuch, Sie werden immer gerne gesehen sein! Peter und Wanzenberger gaben den Abreisenden das Geleite, der Letztere mit der Bemerkung, er könne doch Jene, mit denen er nach Rumpelhausen gekommen, nicht so, mir nichts, dir nichts, fortgehen lassen. Die Musensöhne hatten ihn lieb gewonnen, denn er war ein närrischer Kautz und ein guter Kerl. Stifel freute sich, als er die Abreise der jungen Männer sah, denn diese hatten ihn schon einige Male hanselirt, und er brachte in Erfahrung, daß Frosch keineswegs aus Achtung vor seinem (Stifels) Genie, sondern aus purem Hohn, sich alle wahnsinnigen Grabschriften, die von dem halbverrückten Schreiber herrührten, kopirte.

Bei demselben Ahorn, unter dessen kühlendem Schatten die Wanderer bei ihrer Reise nach Rumpelhausen der süßen Ruhe gepflegt, schieden sie auch jetzt von einander. Peter und Wanzenberger kehrten nach Rumpelhausen zurück, die übrigen Drei setzten ihren Weg nach Feldkirch fort. Ueber Wanzenbergers Antlitz, der zum Weinen sehr geneigt war, rollten die hellen Thränen hinab, als er von diesen fidelen Gefährten scheiden mußte, er liebte sie ungemein, denn sie hatten ihm eine solide Behandlung angedeihen lassen, und darauf hielt Wanzenberger große Stücke.

Virezehntes Capitel.

Worin über verschiedene Dinge gesprochen wird, es kommt daselbst auch ein Streit, ein Todesfall, Erbschaftsangelegenheiten und derlei artige Begebenheiten vor.

Il y a dans la vie d'étranges fatalités.

Alex. Lavergne: L' Héritage de mon Oncle.

In dem Zimmer eines prachtvollen Landhauses in einer der fashionabelsten Gassen zu Hietzing, bei Wien, saß ein jugendlicher Mann vor einem Schreibtische, um welchen ringsum eine Anzahl von Journalen aufgestapelt war: der **Courrier Français**, **Charivari**, **Globe**, der **Constitutionnel** und die **Times**, l'**Univers** und **Quaterly Review's**, nebst eine Heerde von Allgemeinen, aber gar keine besondere Zeitung, lagen zu Diensten des lesenden Mannes bereitet; die bei einigen noch nicht vollends vertrocknete Druckerschwärze, besonders aber das französische und englische Segelpapier, hauchten einen eigenthümlichen Duft aus. Der junge Mann hielt mit seinem eigenen Ich folgende Zwiesprach: Wird man doch ganz verdummt und verdrüßlich, wenn man ein Paar Stunden in diesem tausend- und aber tausendmal sich wiederholenden Kram herumgewühlt hat. Es ist eine eigene Welt,

diese Welt der Journale, so wie es auch eigene Journalmenschen gibt. Die Leidenschaftlichkeit der verschiedenen Parteien wird da noch gehässiger, die Bosheit markirter, der Witzige trägt oft über den Gerechten den Sieg davon, und ein armes Subject, das keinen oder vielmehr einen schwachen Geist hat, wird ohne weitere Umstände vollends zerquetscht.

Je mehr sich die Haltung eines Journales vom Geiste des Christenthums entfernt hat, desto unduldsamer, selbstsüchtiger und ätzender werden seine Artikel, und was ist es dann erst mit jenen Blättern, die es für ihre heiligste Pflicht zu halten scheinen, die Menschen hier schon auf Erden in die Hölle zu stürzen, alle Bande der Liebe, welche die Gesellschaft noch umschlungen hält, aufzulösen, und den Geist von seinem Ziel und Ende, das er in Gott suchen soll, abzukehren? Diese traurige Wirksamkeit wird kaum irgendwo mehr zu Hause sein, als in Deutschland. Da hab' ich mir ein eigenes Bild ausgedacht, welches die Journalisten und ihr lesendes Publikum darstellt. Das Journal selbst dünkt mir eine gewaltige Feuerspritze, die auf einem öffentlichen Platze aufgestellt ist, ringsum steht die gaffende Menge, die mit großem Vergnügen wartet, bis der Witz losgeht, Sie verspricht sich einen enormen Spaß. Eine Menge von Handlangern schleppen in großen Kübeln Schwefel und Blausäure zu, welche sie behende in's Reservoir gießen, daß der Strahl, wenn er einmal zu strömen begonnen, ununterbrochen fortgehe. Die Redaction hält das Rohr

hier und dort hin, daß jeder von den Maulaffen, die unten stehen, und immer noch der Meinung sind, das Ding, was da herausgehe, sei pures Wasser, sein Theil bekomme. Oder wirkt die pantheistische Verzweiflung, welche ihre Einladungen zur vollendeten Abkehr von Gott überall hin aussendet, nicht in moralischer Beziehung viel drastischer und fürchterlicher, als ein Regen von Schwefelsäure auf den Leib des Menschen?

So philosophirte Graf Tornasol und blickte durch die hohen Balkonfenster seines Gemaches über den Garten hinweg auf die ferneren Gebirge, die im zart gewobenen bläulichen Wolkenschleier vor seinen Augen lagen, und welche den Anschein hatten, als wollten sie sich ihres gespenstischen Anzuges nicht früher entkleiden, bis die warme Mittagssonne über die kältliche Herbstluft den Sieg errungen.

Und wieder nahm er eine Gazette von Mailand und durchmusterte die durchschossen gedruckten Artikelanzeiger, als sein Auge an dem Worte Incéndio haften blieb. Er las Folgendes: „In der Nacht vom 13. auf den 14. dieses Monats wurde ein Flügel der dem Grafen Tornasol gehörigen Villa, am Comer-See, durch eine Feuersbrunst verheert. Zum Glücke wurden die werthvollen Gegenstände der Kunstsammlung, welche in diesem Trakt aufgestellt waren, durch die Bemühungen des früheren Erziehers des Grafen, den Flammen entrissen."

Diese wenigen Zeilen nahmen für den Augenblick

die Aufmerksamkeit des Grafen mehr in Anspruch, als alle politischen, poetischen und Aller= Welts=Berichte, über welche er sich aus den mannigfachen Blättern noch hätte unterrichten können; er las die Zeilen und las sie wieder, bis er endlich sich auf den brieflichen Bericht seines Hofmeisters tröstete, der bald ankommen mußte, um ihn über den wahren Zustand der Dinge zu belehren.

Kurz nach dieser unangenehmen Kunde hörte der Graf einen Wagen in den Hofraum rollen, und er erkannte sogleich an der dem Kutscher Aufträge ertheilenden Stimme, daß Marquis Valloso der Angekommene sei. Dieser eilte mit freudiger Miene in's Studierzimmer seines Freundes, um sich mit ihm über eine wichtige Angelegenheit zu besprechen.

Der Marquis war schon vor seiner letzten Abreise mit dem Grafen, in dem Zirkel seiner Bekannten ins Gerede gekommen, als ob er der erklärte Zukünftige des Fräuleins Blauenwart sei. Zu diesem Gerüchte hatte der Marquis selbst Veranlassung gegeben, ohne es gerade zu wollen, und ohne anderseits es der Mühe werth zu finden, demselben zu widersprechen. Am deutlichsten hätte er die Welt von ihrer Lüge überzeugen können, wenn er das älterliche Haus des Fräuleins ganz und gar gemieden hätte; allein von dort aus folgten Einladungen auf Einladungen, und der Marquis wollte nicht so unhöflich sein, ohne Ursache die Besuche in jenem Hause, an denen im Grunde nichts Arges war, aufzugeben.

In der That fand er sich auch um der vielen Aufmerksamkeiten willen, die ihm daselbst von allen Familiengliedern erwiesen wurden, geschmeichelt, und es gehört, wie bekannt ist, ein gewandter Mann mit kräftigem Geiste dazu, einer gewandten und feinen Schmeichelei zu widerstehen. Der Marquis pflegte sich nur gegen den Grafen, den er als Freund ehrte, von dessen Rechtlichkeit er eben so sehr, wie von seiner geistigen Ueberlegenheit überzeugt war, demüthig und veränderlich zu geben, denn das Wort dieses Freundes hatte bei ihm ein großes Gewicht, und vermochte ihn oft, das, was er schon beschlossen hatte, abzuändern. Anders stellte sich der Charakter des Marquis gegen seine übrigen Bekannten heraus, bei diesen pflegte er mehr Entschlossenheit zu entwickeln.

Wäre das erwähnte Gerücht, welches offenbar die Brüder des Fräuleins ausgestreut zu haben schienen, um den Marquis mehr und mehr zu umgarnen, früher zu den Ohren des Grafen gelangt, so würde dieser auch schon früher mit seinem Freunde im Ernste über die Angelegenheit gesprochen haben. Der Marquis aber, der es wahrscheinlich selber ahnen mochte, daß er dadurch eine Dummheit begehe, indem er dieß Haus besuche, machte bei seinem Freunde keine Erwähnung von diesen Besuchen — denn vor Freunden, von denen man weiß, daß sie uns in ieder Angelegenheit reinen Wein einschenken, sucht man eine betise, die im Anzuge oder schon begangen ist, am längsten zu verheimlichen, oder am scharfsinnigsten zu entschul-

digen. Ehe der Graf mit dem Marquis seine Reise von der Villa am Comer-See nach Wien antrat, hatte der Erstere jenen Brief erhalten, von welchem schon früher die Rede war, und sich darauf sogleich vorgenommen, bei gelegener Zeit ein Wort der Warnung an seinen Freund ergehen zu lassen.

Dieß geschah auch am Tage, ehe die beiden Reisenden nach Rumpelhausen kamen — der Graf fand aber da seinen Freund zum ersten Male obstinat und widersprechend; war auch Vallosos Neigung zu jenem Fräulein nicht sehr groß, so suchte er sich vielleicht selber zu überreden, daß sie größer sei, als sie wirklich war — er bemerkte nun, daß man in jenem Hause keine Absichten auf sein Geld haben könne, denn man lebe dort auf großem Fuße, und es sei bekannt, daß der Vater des Fräuleins zwei bedeutende Herrschaften habe. Der Graf wurde sarkastisch; er erwiederte dem Freunde: Es dürfte Dir aber vielleicht weniger bekannt sein, daß diese bedeutenden Herrschaften auch bedeutend verschuldet sind, und daß man eines Schwiegersohnes von bedeutendem Vermögen bedarf, der gutmüthig genug ist, in aller Stille die Schulden zu tilgen, und der am Ende auch dafür sorgen dürfte, daß das Haus seines Schwiegervaters auf keine geringere Ausgabenliste, als diese bisher Statt fand, reducirt werde. Ich kann Dir mit voller Gewißheit versichern, daß die herrschende Wuth, sich reicher zu zeigen, als man wirklich ist, diese Familie dem vollkommenen Ruine schon sehr nahe gebracht hat; willst Du nun auf

der Liebe Schwingen als rettender Genius erscheinen, und willst Du dieß durchaus — nun so kann ich wohl nichts entgegen haben, aber ich will meine Pflicht als Freund erfüllen, und Dich nicht in der Folge zu dem Vorwurfe berechtigen, als ob ich nicht das gethan hätte, was in meiner Kraft stand, um Dich von einem verderblichen Schritte zurückzuhalten.

Diese Worte wurden damals nicht beherzigt, der Marquis machte ein eben nicht sehr erfreuliches Gesicht, und zündete sich eine Cigarre an, um die Verlegenheit, in der er sich befand, in blauen Rauchwölkchen in die Luft wirbeln zu lassen.

Die Spannung zwischen den beiden Freunden dauerte fort, bis sie durch das Zerbrechen ihres Wagens im Schloße Rumpelhausen bekannt wurden. Eben so angelegentlich sich daselbst der Graf um Rosa bekümmerte, eben so sehr freute es ihn, als er den Marquis stets der Tochter des Hauses Gesellschaft leisten sah, denn diese Partie, dachte sich Tornasol, wäre für seinen Freund nicht nur anständig und, wie er es von Crayon erfahren, in pekuniärer Beziehung nicht nachtheilig, sondern die Charaktere von Agnes und Valloso waren auch geeignet, sich zu einem harmonischen Einklange zu verbinden.

Auf der Reise nach Wien erklärte Valloso seinem Freunde, wie er sehr gestimmt sei, seinem erhabenen Beispiele zu folgen, und sich von Rumpelhausen eine Braut heimzuholen, nur wisse er nicht recht, wie er es beginnen solle, mit der Familie Blauenwart auf

eine solide Weise zu brechen; der Graf fragte ihn: Du hast Dich, wie ich hoffe, doch nie bei dem Fräulein zu irgend einer feierlichen Erklärung verleiten lassen? — Nein, antwortete aufathmend der Marquis, und ich bin dessen froh; ich habe weder feierlich, noch unfeierlich mich erklärt, das heißt: ich habe weder von Heirath, noch direkte von Liebe gesprochen.

Nun, dann bist Du auch jeder Verpflichtung los und ledig. Versprich mir nur, bei Blauenwart's keine Aufwartung zu machen, wenn Du in Wien ankommst, sollte man dich aber laden, so habe die Gefälligkeit, mich als eine Fliege mitzunehmen; das Weitere überlasse meiner Sorgfalt, und sei versichert, daß der nicht selbst Betheiligte in der Sache klüger handeln könne. — Ich bitte, Tornasol, Du darfst mit mir nicht gar so delikat umgehn; ich gestehe es gerne zu, daß Du, ob nun betheiligt oder nicht betheiligt, in kritischen Fällen immer die beste Wahl zu treffen weißt!

Schon waren einige Tage vergangen, seit die Reisenden in Wien angekommen, als der Marquis eines Vormittags nach Hietzing auf das Landhaus seines Freundes eilte, wie wir schon zuvor seine Ankunft daselbst gemeldet haben. Er war für diesen Tag von dem alten Blauenwart zum Diner geladen, und hatte sich erbeten, einen Freund mitbringen zu dürfen. An Tornasol war es nun, mitzugehen. Er zeigte sich alsogleich bereit, engagirte jedoch seinen Freund zu einem Spazierritt auf einige Stunden, dann erst sollten sie mitsammen nach der Stadt fahren. Die Pferde waren

gesattelt, die Reiter stiegen auf, und nahmen ihren Weg gegen das Dorf Mauer, dann weiter nach Kalksburg, und von dort kehrten sie über den Rosenhügel nach Hietzing zurück.

Da hatten sie nun wohl Zeit, Vieles mit einander zu sprechen, aber das geschah eben nicht, denn der Graf, wohl sonst redeselig, war zu sehr mit den Gedanken über seine abgebrannte Villa am Comer-See beschäftigt, ohne daß er jedoch ein Wort von dieser Begebenheit gegen Valloso erwähnte.

Tornasol forderte nun seinen Freund auf, den bevorstehenden Winter in Italien, und vielleicht, oder vielmehr wahrscheinlich einige Wochen desselben in Innsbruck zuzubringen. Auf diese Einladung, die ich heute beim Diner öffentlich an Dich stellen werde, gib mir eine zustimmende Antwort, sagte der Graf, ich werde dann die Familie für künftige Woche einmal zu mir bitten, und somit ist es mit den Blauenwarts alle; selbst deine eingebildeten Erfordernisse der guten Lebensart werden gehoben sein.

Wie es war verabredet worden, so geschah es auch; freilich tönte es bei den liebeseligen Blauenwarts, als sie hörten, wie der Marquis seine Zustimmung zur Reise nach Italien gab, von allen Seiten: Wie? Kaum sind Sie erschienen, Herr Marquis, um Leben und Bewegung in unsere freundschaftlichen Zirkel zu bringen, als Sie uns auch schon wieder verlassen wollen? — Es sind mehr Familienverhältnisse, als Unterhaltung, die mich bestimmen, der Einladung meines

Freundes zu folgen, entgegnete der Marquis; dabei dachte er sich aber: Sucht Euch einen andern Narren, der Leben und Bewegung in Eure ausgetrockneten Cassen bringt, mich gelüstet es nicht, mit euren Schuldscheinen und fälligen Wechseln Bekanntschaft zu machen.

Als am Abend der Marquis den Grafen zu seinem Wagen geleitete, erzählte der Letztere in wenig Worten den ihm durch die Zeitung kund gewordenen Brand seiner Villa, auf welcher sich noch vor einem Monat die beiden Freunde so gut unterhielten.

Und wie konntest Du mir das so lange verschweigen? Warum hast Du mir nicht gleich am Morgen davon erzählt? fragte der Marquis.

Warum? antwortete der Graf — weil ich weiß, daß Du in deiner Herzensgüte gemeint hättest, Du müssest den ganzen Tag in meiner Gegenwart ein niedergeschlagenes Gesicht zeigen, um mir deine Condolenz zu beweisen. Der Verlust ist mir nur unangenehm, aber nicht empfindlich. Gute Nacht mon cher! — Und der Wagen rollte fort. Valloso stieg in seine Equipage, und ließ sich ebenfalls nach Hause fahren.

Künftige Woche darauf war beim Grafen Tornasol große Soirée in seinem Landhause zu Hietzing. Nebst einer Menge anderer Gäste erschienen auch die Blauenwarts in vollem Staate, nämlich der Vater und zwei Söhne, welche viel Geld durchbrachten, mit der unschätzbaren Tochter, welche viel Geld hereinbringen sollte. Ein Paar junge, artige Männer suchten das Fräulein in ein Gespräch zu verwickeln, diese aber gab

sich einsylbig, sie hoffte, der Marquis werde ihr einige Aufmerksamkeit schenken; nachdem sie aber sah, daß ihre agaçanten Blicke eine vergebliche Bemühung waren, suchte sie ihn durch eine vollkommene Außeracht-lassung zu bestrafen. Aber die Tage ihrer Herrschaft über den Marquis waren zu Ende gegangen, ebenso, wie die Tage der Herrschaften ihres Vaters auf's Ende lossteuerten. Valloso, der immer noch zu gutmüthig war, als daß er dem Fräulein eine vollkommene Kränkung verursacht hätte, erwies einer sehr bejahrten Dame eine Menge von Aufmerksamkeiten, die ihr schon lange Zeit nicht zu Theil geworden waren, er wich nicht von ihrer Seite, und als er von bekannten Herren und Damen befragt wurde, ob er denn am Tanze gar nicht Theil nehmen wolle, nahm er zu verschiedenen Ausreden seine Zuflucht; als aber ein Bruder des Fräuleins Blauenwart an ihn dieselbe Frage stellte, wies er ihn mit der ganz salonwidrigen Auskunft ab: Ich leide heute fürchterlich an meinen Leichdornen. Kaum hatte das die alte Dame gehört, als sie den Marquis, der ihr seinen Arm geboten hatte, fester an sich zog, und an ihn die holdselige Frage stellte: Wie, mein Herr, Sie leiden wirklich an Leichdornen? O wüßten Sie, fuhr die Dame alsogleich fort, ohne auf eine Antwort zu warten, wüßten Sie, wie ich Jahre lang mit diesem Uebel geplagt bin, Sie würden mich vom Herzen bedauern! Und sie zog den Mann hinaus in den Garten, dessen Baumgänge mit Lampen erhellt waren, um sich mit ihm ungestörter über „die

Landplage der Leichdornen unterhalten zu können. Es war eine sternenhelle Nacht; obschon der Herbst mit gewaltigen Schritten heranzog, konnte man doch noch nicht sagen, daß es kühl sei, nur bisweilen hauchte ein fröstelnder Luftzug durch die Blätter; daß der Sommer schon zu Ende gehe, konnte aus dem Choral der Heuschrecken oder Grashüpfer abgenommen werden, sie ließen ein ganz zähes und langweiliges Geschrei ertönen, und nicht mehr in lebendigem Flügelschlag rauschte ihr Dämmergesang. Die Springquellen mehrerer Bassins sanken oft tief hinab, als wollten sie, schläfrigen Menschen gleich, einnicken und der Ruhe pflegen, und als wäre ihnen ihr beständiges Gemurmel und Geplauder schon zum Ueberdruß. Diese langweilige Poesie, welche über die Herbstnacht sich ausbreitete, wurde durch das belehrende Gespräch der alten Dame noch immer mehr gehoben, und man vermag sich leicht vorzustellen, was der Marquis für eine Freude empfand.

Wie die Beiden so dahinwandelten in der Einfalt des Herzens und des Gespräches, da sah sie von weitem ein alter Gentleman, der Herr von Geldern, ein Mann, der eine junge Frau geheirathet hatte, mit der er sich eine Geißel für seine letzten Tage flocht, ein Mann, der als ein solcher Narr bekannt war, daß man sich von ihm scherzweise erzählte, er werde auf seinem Todtenbette noch ein Billet doux schreiben, wenn ein Notar ihm das Papier hinreichen wird zur Abfassung seiner letzten Anordnungen, ein Mann unter des-

sen Perücke noch eine Welt von sündhaften Gedanken gelagert war, und aus dessen wallroßzahnigem Mund eine Fülle von ekligen Galanterien sprudelte; ein Mann, dem es besser gewesen wäre, sich mit dem Gedanken an Grab und Ewigkeit bekannt zu machen, der es aber für besser hielt, sich an die Spanne Zeit, die er noch zu leben hatte, anzuklammern, und sie um abgeschmutzte Bettelpfennige anzuflehen; ein Mann, den die Eifersucht quälte, und der es fühlte, wie lächerlich er sich vor der Welt gemacht, und der doch nicht aufhören konnte, sich noch mehr lächerlich zu machen; ein Mann, dem die Bitterkeit der Sünde und die Qual seiner Thorheit schon in dieser Welt hier in reichlichem Maße zu verkosten gegeben ward, und von dem man sagen konnte, er dürste nach neuer Bitterkeit und nach neuer Qual — oder das Ganze in wenige Worte zusammengefaßt, ein alter Thor voll Genußsucht, die er Liebe, und voll Eifersucht, die er Klugheit, und voll Lungensucht, die er einen verdammt hartnäckigen Husten nannte. Die junge Frau dieses alten Mannes war in einer Fensternische, um Mandelmilch zu trinken, welche mit verschiedenen Galanterien zu verzuckern ein junger Herr sich vom Herzen angelegen sein ließ. Als die Augen des alten Othello den Tanz- und Speisesalon nach dem Gegenstande seiner Qual durchlaufen hatten, und er denselben nicht fand, ward er halb rasend, er durchrannte den Garten, und als er Valloso mit der Matrone am Arm wandeln sah, bildete er sich nichts anders ein, als es

sei dieß seine Gattin mit einem Seladon, er verbarg sich hinter einem Baumstamm, um zu horchen, von was für einer Art das Gespräch sei, was diese Beiden mit einander führten. Der Marquis war nicht nur so gefällig, daß er die Dame mit Geduld und Ergebung anhörte, er that noch mehr, er suchte, so viel es ihm möglich war, in den interessanten Gegenstand des Gespräches einzugehen. Er rieth ihr sogar ein probates, unfehlbares Mittel, um sich der Dankbarkeit seiner Begleiterin zu versichern. „Versuchen es Euer Gnaden," rief er aus, als er eben beim Baumstamm, hinter dem der Alte stand, vorüber ging, »versuchen es Euer Gnaden, es ist ein verzweifeltes Mittel, aber vielleicht sind sie dadurch für immer von ihrem alten Uebel befreit." Der Mann hinter dem Baume, der keine Ahnung hatte, wie dieß süße Gelispel nur auf Leichdornvertilgung hinzielen könnte, und der an nichts anders dachte, als Valloso habe der Dame, die er noch immer für seine Frau hielt, ein Mittel vorgeschlagen, das ihm den Tod bringen soll, konnte seine Wuth nicht mehr länger an sich halten, er stürzte aus seinem Verstecke hervor, ergriff die Matrone am Arm, und rief ihr zu: Ungeheuer! Dich und deinen Mordgesellen will ich den Gerichten übergeben! Während er diese Worte mit aller Kraft, die in ihm war, herausdonnerte, zwickte er auch in der Verzweiflung den Marquis beim Arme, so daß dieser, toll über eine solche Begegnung, sagte: Was wollen Sie von uns, alter Sünder? Daß Sie den

Verstand verloren haben, ist eine bekannte Sache, aber daß Sie vollends wahnsinnig geworden, das erfahre ich jetzt zum ersten Male! — Während dem krächzte die Dame: Was soll das? was kann denn dieser Herr von mir wollen, den ich nicht zu kennen die Ehre habe? — Als der alte Herr seinen Irrthum einsah, und auch zugleich fühlte, wie er eine neue Anecdote zur Biographie seines Lebens hinzugefügt habe, stotterte er vor Zorn, noch den Beleidigten spielend: Verzeihen Sie, das war ein Irrthum, aber Sie Herr Marquis, Sie haben mich gekannt, und gaben mir einen Schimpfnamen, den ich nicht zu erdulden gesonnen bin; ich hoffe, Sie werden mir abbitten? — Der Marquis erwiederte: Herr von Geldern, das hoffen Sie vergebens, übrigens weiß ich nicht einmal mehr, was ich Sie in der ersten Ueberraschung genannt habe. — Sie nannten mich einen alten Sünder! — Nun, der Name ist ja nicht so arg, ich kann Sie versichern, daß Sie bei Allen, die Sie kennen, unter demselben bekannt sind, und zudem sind wir Alle Sünder, und daß Sie alt sind, ist eine Thatsache, die Sie nur mit Beibringung ihres Taufscheines widerlegen können. — Vom Husten unterbrochen, antwortete Geldern: Wie? Ich sollte mich einen alten Sünder schimpfen lassen, und dafür keine Rechenschaft verlangen können? — Ich weiß, was ich meiner Ehre schuldig bin! — Was Sie da sagen, kommt mir vor, als ob ich mich äußern würde: Ich weiß was ich meinem Bruder schuldig bin. — Was wollen Sie damit andeuten? — Nun,

ich habe so wenig einen Bruder, als Sie eine Ehre! — Ich werde diese Beleidigung vor Gericht anzubringen wissen! — Warten Sie lieber eine Weile, denn es wird nicht mehr lange dauern, so stehen Sie vor einem Gerichte, wo Sie die Kosten nicht mehr mit ihrem Gelde bezahlen dürfen. — Ich werde an die öffentliche Meinung appelliren, und diese wird Sie, Herr Marquis, mit ihrer Verachtung brandmarken. — Vor einem solchen Gegner, wie Sie, Herr von Geldern, habe ich mich gar nicht zu fürchten, denn von dieser Welt sind Sie schon gerichtet, und ich wünsche nicht, daß Ihnen einmal dort ein solcher Ausspruch werde, wie er Ihnen hier geworden, denn das möchte ich dem ärgsten Feinde nicht wünschen! Uebrigens sind Sie ein alter und kranker Mann, ich habe Unrecht gethan, Ihnen Dinge zu sagen, die der Gesundheit eines Gesunden nicht zuträglich sind.

In diesen letzten Worten hatte der durch scheinbare Schonung gemilderte Sarkasmus des Marquis den höchsten Grad erreicht; der alte Herr rief mit vom Zorn erstickter Stimme, auf die alte Dame deutend: Euer Gnaden sind Zeugin von den Worten des Herrn Marquis! — Ach, ich wollte, daß ich von diesem unangenehmen Auftritt ferne gewesen wäre; erwiederte die Dame.

Während dem hatte Crayon, der ebenfalls geladen war, gleich nach seiner Ankunft im Hause des Grafen, den Marquis aufgesucht, mit dem er zu sprechen wünschte; er hörte seine Stimme, als er in

den Garten hinaustrat, und wurde Zeuge jener Scene, deren Vorgang wir so eben gemeldet haben. Crayon gewährte der Vorfall ein großes Vergnügen, denn Geldern gehörte nicht zu seinen Freunden; so oft in Gesellschaft von den Werken des Dichters die Rede war, sagte der alte Herr: Seine Lustspiele sind langweilig, und seine Trauerspiele zum Lachen; eine solche Bemerkung ist hinreichend, um einen Dichter zum Feinde zu bekommen. Als nun Geldern die Dame aufforderte, sie möge eine Zeugin abgeben, trat Crayon aus dem Dunkel hervor, und haranguirte den alten Herrn folgender Maßen: Herr von Geldern, Sie sehen auch in mir einen Zeugen, und ich werde es, wenn Sie wollen, überall berichten, daß der Herr Marquis sich die Freiheit herausnahm, Ihnen die Wahrheit in's Gesicht zu sagen.

Mein Herr! sagte darauf Geldern, mit dem Fuße stampfend: Hat sich denn hier Alles gegen mich verschworen? Ich brauche keine Komödienmacher in meinen Angelegenheiten!

Das geb' ich gerne zu, erwiederte Crayon lachend, aber ich brauche alte Narren in meine Komödien, und ich will diese Scene und ihr Bild auf die Bretter bringen.

Ha, es gibt noch Gerechtigkeit im Lande, und die sollen Sie fühlen!

Und es gibt einen Narrenthurm in der Stadt, in den sollen Sie eingesperrt werden!

Herr von Geldern kam selten in gute Gesellschaft,

diesem Umstande war es auch zuzuschreiben, daß er sich nicht zu benehmen wußte, und auf die eine oder die andere Art sich jederzeit lächerlich machte. Er war ein Emporkömmling, und hatte sich durch glückliche Speculationen vieles Geld erworben; in seinem Hause fanden sich nur Schmarotzerpflanzen ein, denn diese bleiben und gedeihen, ob sie das kalte beleidigende Benehmen des Hausherrn wie eisiger Hauch aus Norden anweht, oder ob sie getreten werden — besseren Gästen aber geht es in einem solchen Hause, wie anderen Pflanzen auf schlechtem Boden — sie bleiben aus. Geldern hatte dem verstorbenen Vater des Grafen verschiedene Geschäfte besorgt, und daher kam die Bekanntschaft mit — und das öftere Einladen von demselben.

Die letzten Worte Crayons und der frühere Aerger hatten der ohnehin schon zerrütteten Gesundheit Gelderns den letzten Stoß gegeben, er sank ohnmächtig zusammen. Die Bedienten mußten ihn in ein Zimmer tragen. Bisher hatte er es nur immer befürchtet, was die Welt von ihm denke, und die Meinung der Welt war ihm, nach seinem Vermögen, das höchste Gut — jetzt ward ihm Gelegenheit gegeben, sie ganz deutlich zu erfahren. Er hatte die Schmeicheleien der Welt, die dem niemals fehlen, der Geld oder Ansehn hat, für wahre Achtung genommen, und fand sich enttäuscht. Er hatte seine Lebensjahre auf lange, lange noch hinausgeschoben in seinen Gedanken, die Schwäche aber, die er nach seinem Erwachen aus

der Ohnmacht fühlte, redete eine andere Sprache zu ihm.

Dem Marquis, so wie Crayon, wurde bange, als sie dachten, wie wahrscheinlich durch ihre Schuld der Tod dieses Mannes beschleunigt werde; sie umstanden jetzt das Bette, in welches er gelegt worden war, und überboten sich einander an Hülfsleistungen. Während dem hatte sich die Kunde von dem störenden Vorfall schnell im Salon verbreitet, betrübend für die Gesellschaft war die ganze Begebenheit nur deßwegen, weil sie jetzt Anstands halber sich trennen mußte, um Geldern und sein Schicksal bekümmerte sich Niemand. Die Kutscher wurden vorgerufen, und über den Alten, der im Sterben lag, Witze gemacht. Eine Dame sprach zur andern: Als ich die Geldern an ihrem Hochzeitstag bedauerte, dachte ich nicht, daß die Zeit so schnell kommen wird, wo man ihr gratuliren kann. Ein dicker Herr bemerkte gutmüthig: Wenn er sich von diesem Schlag erholt, vielleicht gereicht es ihm zum Nutzen, vielleicht bessert er sich und fängt ein neues Leben an. Ein Anderer erwiederte Er hat Zeit, daß er ein neues Leben anfängt, denn es ist keine gute Aussicht, daß das alte noch lange dauern werde. — Diese Aeußerungen waren von lautem Gelächter unterbrochen. So hält die selbstsüchtige Welt ein strenges Gericht über den selbstsüchtigen Menschen; wie ein schlechter Schauspieler in die Coulissen, so wird oft ein schlechter Mensch in's Grab gezischt und verhöhnt. Niemand kümmert sich um die ringende

Seele, Niemand denkt daran, daß er in kurzer Zeit mit seiner Schuld, die durch das Verdammen Anderer noch aufgehäuft worden, auch vor seinem Richter erscheinen muß.

Der Frau von Geldern war im Ehekontrakte die Hälfte des Vermögens von ihrem Mann als Witthum ausgesetzt, auf den Fall, daß er früher sterben sollte, als sie; damit wollte aber diese Dame sich nicht zufrieden geben, und wünschte sehnlichst, ihren Mann noch einmal zum Gebrauch seiner Sinne kommen zu sehen, um ihn dann schnell zu einem Testamente, welches noch mehr zu ihren Gunsten ausfallen sollte, zu bewegen.

Schluchzend und mit von Thränen halb erstickter Stimme zog die Gemalin des plötzlich auf den Tod Erkrankten den Grafen in ein anstoßendes Zimmer, und bat ihn, er möge so schnell als möglich einen Notar bestellen, um Geldern, wenn er seiner Sinne wieder mächtig werden sollte, zur Abfassung eines Testamentes zu bewegen. Der Graf fragte schnell: Sind Sie nicht im Heirathskontrakt bedacht worden? — Ja, mir ist die Hälfte des Vermögens zugesichert. — Nun, da haben Sie ohnehin über zweimal hunderttausend Gulden, wenn ich nur die Häuser ihres Mannes gering anschlage, und wie ich mir sagen ließ, so hat ihr Gemal arme, sehr arme Verwandte. — Ja, aber sie sind durch ihre Schuld so herabgekommen, es sind sehr, sehr liederliche Leute! — Während dieser Testamentsdebatte, trat Crayon aus dem Krankenzimmer, und meldete dem Grafen,

Geldern sei zu sich gekommen, er fühle in der Brust ein unsägliches Leiden! — Der Graf fragte: Wie spricht sich der Arzt darüber aus? — Er meinte, es könne höchstens noch vier oder fünf Stunden dauern! — Nun denn — Thomas, Thomas! rief der Graf, und ein Bedienter erschien. Geh' schnell und hole einen Geistlichen. — Ich bitte, Herr Graf, nur vorerst einen Notar! redete jetzt die Dame, aber mehr mit zorniger als weinerlicher Stimme, dazwischen. Der Graf, über die niedrige Habsucht des Weibes empört, herrschte sie an: Madame, Sie haben genug des Geldes von Ihrem Manne, verlangen Sie nicht auch noch seine Seele! Der Graf sandte um einen Geistlichen, und ging hinein zum Kranken, die Dame ihm nach. Er redete ihn an: Es freuet mich, daß Sie wieder zu sich kamen, Herr von Geldern! Ihr Zustand ist gefährlich, ich habe um einen Geistlichen geschickt. Geldern sprach leise und heiser: Das wird — wohl noch nicht nöthig sein — ich dächte — wir könnten bis Morgen warten! — Herr Doktor, entgegnete der Graf, haben Sie die Güte, dem Herrn zu sagen, ob er noch bis Morgen warten kann! — Der Doktor wollte mit der Farbe nicht recht heraus. Die verglas'ten Augen Gelderns hingen sich wie mit Krallen an den Lippen des Arztes fest, die über Leben oder Tod entscheiden sollten. — Reden Sie, Herr Doktor, sagte der Graf auffordernd, wiederholen Sie, was Sie zuvor meinem Freunde (er deutete auf Crayon) sagten, oder ich werde es wiederholen in Ihrem Namen! — Es ist wirklich sehr

gefährlich, äußerte sich nun schüchtern der Doktor, zum Kranken gewandt: es könnte sein, daß Sie morgen nicht mehr leben! — Mein Gott, mein Gott, Herr Graf, rief die Dame nun dazwischen, wie ist es möglich, daß man die letzten Stunden eines Menschen mit solcher Grausamkeit verbittern kann! Was für Qual werden ihm jetzt die Ceremonien machen, er wird den düstern Eindruck kaum überstehen! — Madame, folgen Sie mir, sagte der Graf, die Frau von Geldern an der Hand fassend, um sie in das anstoßende Zimmer zu ziehen. — Nein, nein, entgegnete diese, sich sträubend, ich werde das Bett meines geliebten Mannes nicht verlassen! — Nun gut, so hören Sie also hier an, was ich Ihnen sagen werde, sprach der Graf mit fester Stimme. Sie fürchten sich, daß die Ceremonien, wie Sie in Ihrer modischen Verkehrtheit die heiligen Sakramente der Kirche zu nennen belieben — Sie fürchten, daß diese einen üblen Eindruck machen — sind Sie der Meinung, daß ein schreibender Notar und die Stimme eines habsüchtigen Weibes, welches die armen Verwandten ihres Mannes noch um den letzten Groschen bestehlen will, einen wohlthätigeren Einfluß hervorbringen werden? — Die Dame erblaßte, und sank halb ohnmächtig auf ein Sopha; die Worte des Grafen hatten ihr den angesponnenen Faden jeder List, die sie, um die andere Vermögenshälfte zu erlangen, noch hätte anwenden können, vollends abgeschnitten. — Uebrigens bedürfen wir nicht einmal eines Notars, fuhr der

Graf fort, es sind uns hier der Zeugen genug, um den letzten Willen Herrn von Gelderns zu vernehmen, und ihn vor Gericht zu bestätigen. Haben Sie keine armen Verwandten? — Ja, ja Herr Graf, antwortete Geldern röchelnd, einen Bruder und eine Schwester, beide sind verheirathet und haben Kinder, aber sie haben mich schon lange — lange nicht besucht — sich nicht um mich umgesehen! — Der Graf redete weiter: Ein Zeichen, daß Sie von Ihnen keine Unterstützung bekamen, und auch keine erwarteten, seien Sie gerecht, gedenken Sie der armen Geschwister, und hoffen Sie auf ihr Gebet. — Mein Gott, mein Gott — welche Schmerzen! seufzte Geldern, Jedes soll 10,000 Gulden bekommen. — Was? das ist zu viel! rief die Dame, plötzlich aus ihrer Ohnmacht aufwachend; lieber Mann, du weißt, daß sie liederlich sind — sie werden in einigen Jahren das Ganze verschwendet haben. — Geldern, dessen Gesinnungen zu einer völligen Umkehr bereitet waren, und der mit dem Scharfblick eines Sterbenden die Habsucht seiner Ehehälfte durchschaute, sagte mit sardonischem Lächeln: Wenn sie es verschwenden, ist es ihre Schuld — aber sie werden mir wenigstens nicht ihren Fluch in's Grab nachsenden. — Während dem sprach der Graf leise zu Crayon; dieser ergriff ein in der Nähe stehendes Schreibzeug, nahm ein Blatt Papier, schrieb darauf in wenig Worten Gelderns letzten Willen, und reichte dieß dem Kranken zur Unterschrift. Die Dame riß dem Kranken das Papier aus

der Hand, der Graf aber rief ihr alsogleich zu: Versuchen Sie, es zu zerreißen, es wird Ihnen übel zu stehen kommen, und nützt Ihnen nichts mehr. — Sie biß sich in die Lippen, gab das Blatt aus der Hand, und sagte in gezähmtem Tone: Schieben Sie mir, Herr Graf, keine so beleidigenden Absichten unter, aber ich werde das Testament meines Mannes wohl lesen dürfen? — O ja, erwiederte der Graf, und wenn Sie wollen, so können Sie auch eine Abschrift davon haben! Die Dame ging unter lautem Schluchzen in ein anderes Zimmer, und bemerkte: sie könne diesen Jammer nicht ansehen; d. h., nicht den Jammer eines sterbenden Mannes, sondern den Jammer, daß sie um ein Paar tausend Gulden gekommen war.

Auf der Gasse tönte das Glöcklein, der Küster trat bald darauf in's Zimmer, ihm folgte der Geistliche nach; Frau von Geldern that den letzten verzweifelten Schritt, sie nahm den Priester krampfhaft am Arme, und sagte flehend: Er hat ein Testament gemacht, er gab seinen Verwandten Alles; Meiner, seines rechtmäßigen Weibes, geschieht darin keine Erwähnung, hochwürdiger Herr! suchen Sie ihn dahin zu bringen, daß er sein Unrecht widerrufe: — Der Geistliche sprach: Ich habe nur die Selbstanklage des Kranken zu hören, und ihn zu mahnen, daß er nach seinem Gewissen handle, fremde Aufträge zu übernehmen, gehört nicht in den Bereich meiner Pflichten. Mit diesen Worten ging er in das Krankenzim-

mer, dessen Thüre von einem Diener geöffnet wor-
den war. Die Anwesenden entfernten sich, und ließen
Geldern mit dem Geistlichen allein. Das Weib, wel-
ches sich in ihren Hoffnungen betrogen, sah und die
im Grafen ihren gewaltigen Gegner erkannt hatte,
wußte in diesem Augenblicke ihrer Galle auf keine
andere Weise Luft zu machen, als indem sie zu ihm
sagte: Wenn doch mein Mann nur zu Hause erkrankt
wäre, ich hätte ihn wenigstens in Frieden sterben las-
sen, und würde ihn nimmer mit solchen Dingen ge-
quält haben. — Ihr ward zur Antwort: Madame, der
Sündenschmerz und der reuige Rückblick auf ein da-
hingeschwundenes Leben ist eine werthvollere und bes-
sere Qual, als der falsche Friede der lügenden Welt,
die einen Sterbenden mit Beschwichtigungen hinzu-
halten sucht, und Weh' dem, der die Sehnsucht einer
im ablebenden Körper nach Gott ringenden Seele
nicht gewähren läßt. — Das muß man Ihnen las-
sen Herr Graf, unterbrach ihn die Dame piquirt, Sie
verstehen es, wie ein Prediger zu reden. — Wenn es
an der Zeit wäre, Witze zu machen, erwiederte der
Graf, so möchte ich sagen: Sie reden und handeln
jetzt, wie eine — der Verworfensten ihres Geschlech-
tes. Sie haben in der Hitze die Larve abgelegt, und
sind aus der Rolle gefallen — Ihnen war es nie um
den Frieden ihres Mannes, sondern um sein Geld zu
thun, und ich dächte doch, Sie könnten mit dem ge-
nug haben, was Sie ohnehin schon bekommen. Wenn
Sie beten können, so beten Sie jetzt für ihren Mann,

der im Sterben liegt. — Mit diesen Worten verließ der Graf das Gemach.

Nachdem der Erkrankte die letzte Wegzehrung empfangen hatte, rief er seine Gemalin, und bat sie mit gebrochener Stimme um Verzeihung, wenn er sie allenfalls beleidiget hätte. — Ich vergebe Dir Alles vom Herzen, sagte Sie, auch sogar jenes Mißtrauen, welches Du in mich gesetzt, indem Du dachtest, ich würde als Deine Erbin, für Deine Verwandten keine Sorge tragen. — Der Kranke, der schon ganz hingebend war, konnte diesen Wink nicht mißverstehen, er wurde, (er war das letzte Mal in seinem Leben) sarkastisch, und sagte zu seiner Gattin: Sieh, Liebe, ich habe Dich der Sorge für meine Verwandten überhoben, und auch Du wirst, wie ich denke, nicht mit Noth zu kämpfen haben, Du bist immer noch eine reiche Frau; auch dann noch, wenn Du deine ganze Mitgift den Armen schenken solltest. — Sie hatte keinen Pfennig Morgengabe mitgebracht. Ihre Absichten waren entdeckt, was sie schon hatte, konnte ihr nicht genommen werden, und somit, weil sie sah, daß hier nichts mehr für sie zu thun sei, empfahl sich die treue Ehehälfte, und stieg in ihren Wagen, wahrscheinlich um ihren guten Mann im Frieden sterben zu lassen. Als sie sich in den Wagen setzte, dachte sie: Der Wagen gehört jetzt mir, von nun an kann ich fahren, wohin ich will! — Fahre zu, es wird ein Tag kommen, wo Du irgend wohin fahren mußt, wohin Du nicht willst!

Auch Crayon und Valloso baten Geldern, er möge ihnen verzeihen, daß sie ihn so sehr zum Zorne gereizt; wenn sie die Folgen hätten ahnen können, wäre es gewiß nimmer geschehen. Geldern reichte ihnen die Hand, und sagte: Ich sehe ein, daß ich ein Sünder und ein Thor war, möge mir Gott barmherzig sein. — Mit diesen Worten sank er auf sein Kissen zurück, und verfiel in Agonie. Wohl mochte seine Seele bitter ringen im Todesschmerz, das Gesicht gab wenig Kunde davon; der Geist, den der Körper verläßt, übt auch auf diesen keinen Einfluß mehr aus: denn im Tode zerreißen die Drähte, die, wie bei einem Uhrwerke die Zeiger, so beim gesunden Menschen von der Seele aus das Mienenspiel in Bewegung setzen, das Antlitz bleibt ruhig, wie ein Fels, mögen auch die Schmerzen des Geistes, wie im Sturm empörte Meereswogen an denselben anschlagen.

Tornasol, Valloso und Crayon begaben sich in ein anderes Zimmer, und überließen den Sterbenden der Fürsorge des Arztes. Jetzt erst erzählten die beiden Letzteren, wie sie, ohne gerade Schuld zu haben, doch die nächste Ursache am plötzlichen Ableben Geldern waren. Denn die eigentliche Ursache lag schon lange vorbereitend in seiner Krankheit, welche seine Nerven zu jener fatalen Reizbarkeit hinaufstimmte. Crayon war anfangs bange, er betrachtete sich gewissermaßen als einen Mörder; der Graf wies auf die Vorsehung hin, er bemerkte, daß, wäre Geldern zu Hause unter den Händen seines listigen Weibes gestor-

ben, diese gewiß alle Mittel angewendet hätte, um die armen Geschwister ihres Mannes um jedes Erbtheil zu bringen. Der Dichter, obwohl vom Anblicke eines Sterbebettes noch ganz erschüttert, konnte doch nicht den Witz bezwingen, der ihm auf der Zunge schwebte, er sprach: Sie werden sich erinnern, Marquis, daß ich in dem fatalen Streite Geldern drohte, ich werde ihn auf die Bretter bringen — und nun geht das so bald in Erfüllung; freilich meinte ich andere Bretter, und ein Lustspiel, aber siehe, unter der Hand ist ein Trauerspiel daraus geworden. — Bald aber gewann die ernstere Stimmung wieder die Oberhand. Der Dichter fragte den Grafen: Glauben Sie, daß die Sakramente der Kirche der Seele dieses Menschen wirklich noch heilbringend gewesen sind? Ich frage gewiß nicht, um zu spotten, aber da Sie in diesem Fache eine Erfahrenheit besitzen, möchte ich gerne ihre Meinung darüber wissen.

Mir wäre es, antwortete der Graf, ein beständiger Vorwurf gewesen, wenn ich ihn hätte in seiner Sünde dahinsterben lassen.

Crayon. Aber was soll denn eine so schnelle Bekehrung am Todtenbette für eine Wirkung haben, ich weiß dieß nicht mit Gottes Gerechtigkeit in Einklang zu bringen.

Graf. Wer vermag denn der Gnade des Erlösers Schranken zu setzen? Kann diese nicht einen Sünder noch am Ende des Lebens in den Bereich der Kirche aufnehmen, in der die beseligende Liebe wohnt?

Crayon. Warum wird denn aber nur Einer oder der Andere, warum werden denn nicht Alle aufgenommen? Die Sache scheint sich parteiisch herauszustellen.

Graf. Es scheint nur so, ist es aber in der That nicht. Die Barmherzigkeit Gottes, heißt es in der Schrift, übersteigt das Gericht, und reicht weit hinaus über alle seine Werke. Wir Menschen vermögen weder die Gerechtigkeit, noch die Barmherzigkeit Gottes zu begreifen, und dürfen uns daher um so weniger als Richter über das ewige Loos eines Menschen aufwerfen. Denn dort bei jenem Gerichte wird die verkehrte Erziehung, und die verkehrte Zeit, in der ein Mensch gelebt, dort werden die eingepflanzten Vorurtheile und die das geistige Leben ertödtenden Gewohnheiten in die Wagschale gelegt; das sind nun Alles Dinge, die wir nicht kennen; denn wenn auch bei der Sünde des Menschen die Willensfreiheit immer betheiligt ist, vermögen wir dieß auch zu bestimmen in Bezug auf den Irrthum, welchem Mancher, vom Gebrauche seiner Vernunft an, bis an sein Lebensende anheimgefallen? — Wer seine Bekehrung absichtlich bis an's Lebensende hinausschiebt, und seine Augen absichtlich verschließt vor der Wahrheit, und mit Vorsatz in der Finsterniß weilt, da es ihm doch ein Leichtes wäre, sich zu belehren, und in die Region des Lichtes, des Erkennens und der echten sittlichen Freiheit einzugehen, für dessen Bekehrung am Lebensende, möchte ich freilich nicht bürgen.

Schön und merkwürdig spricht sich über diesen Gegenstand der Kirchenlehrer Augustinus aus, da er von der Bekehrung des Schächers am Kreuze redet; seine Worte lauten: Einer ist es, verzweifle nicht; Einer ist es, wolle nicht vermessentlich vertrauen.

Ein Bedienter kam und meldete das Ableben des alten Geldern. Die Gesellschaft begab sich in's Nebenzimmer, um ihn noch einmal zu betrachten, dann aber wurde beschlossen, nach Wien zu fahren, denn im Hause des Todes ist es nicht angenehm zu wohnen, besonders wenn man noch eine andere Wohnung zu beziehen hat.

Die Züge, welche früher etwas Lächerliches enthielten, hatten jetzt den Ausdruck eines strengen Ernstes angenommen; wird doch selbst Heine, in dessen moralischem Gesetzbuche der eitle, vergängliche Ruhm dieser Welt und ihr frivoles Treiben oben an stehen, stutzig beim Betrachten von Gipsbüsten, die auf den Angesichtern Verstorbener abgeformt werden. Er sagt darüber: Gemeinsam ist aber allen diesen Gipsgesichtern ein gewisser räthselhafter Zug, der uns bei längerer Betrachtung auf's unleidlichste die Seele durchfröstelt; sie sehen aus, wie Menschen, die im Begriffe sind, einen schweren Gang zu gehen. Wohin? — Das ist ein zentnerschweres Fragezeichen. Wo ist der Mensch, der im Stande wäre, es

hinwegzuwälzen aus seinem Geiste? Weh' dem, der unbekümmert tausend und tausend Male an demselben vorübergeht, wie an einem Meilenzeiger, und der zu faul und selbstgenügsam ist, um das zu lesen, was die Hand des Herrn darauf geschrieben.

Fünfzehntes Kapitel.

Wie Max zu studiren aufhört, ein Jünger der Kunst wird, und eine Reise antritt, sammt verschiedenen Affairen, die ihm dabei begegnen.

Drie knapen gingen, na een ernstig overleg,
Een' tocht doen op een' langen weg.
En vraagt gy welke knaapen 't waren?
Ik zal 't u ongeveinsd verklaaren.
Vertelsels door Harmanus Asschenbergh.

Es war ein trüber Tag über Feldkirch gelagert, als die drei Studiosen daselbst ihren Einzug hielten. Theils waren sie froh, wieder in ihre Heimath zu kommen; theils waren sie auch verstimmt, denn sie hatten zu Rumpelhausen ein großes Behagen am fidelen Leben des Müssigganges gefunden, und hier sollte bald wieder das langweilige Schulgehen seinen Anfang nehmen. Leser, der Du je einige hundert Winternachmittage in den finsteren Schulstuben eines kleinen todten Städtchens zugebracht hast, Du wirst in Erinnerung dieser Zeit gewiß Dein Leben nicht mehr von vorne anfangen wollen. Um die Schicksale der andern beiden Studenten, welche den gewöhnlichen Lebensweg fortgingen, wollen wir uns vor der Hand nicht kümmern, um die ungetheilte Aufmerksamkeit

dem Lose des Max Frosch zuzuwenden. Als dieser im väterlichen Hause ankam, fand er daselbst den Stand der Dinge anders, als er es erwartet hatte. Das Gesicht seiner Mutter, die ihm an der Thürschwelle entgegentrat, war mit einer schwarzflorenen Haube verhüllt, ihre Augen waren rothgeweint, und abgehärmt ihre Züge; als sie ihren Sohn sah, entquoll ihren Augen ein neuer Thränenstrom. „Was ist's, Mutter, was ist gescheh'n? rief Max ängstlich und beklommen aus; er blickte mit stieren Augen auf den Mund seiner Mutter. Diese rief aus: Mein Gott, mein Gott! warum bist Du doch nicht zu Hause gewesen, Dein Vater ist todt und begraben! Max stand lange wie vom Blitz getroffen da, endlich aber machte er seinem Schmerz in einem Thränenquell Luft. »Wärest Du nur gestern gekommen, so hättest Du ihn noch im Sarge gesehen, aber heute ist er schon unter der Erde!" so sprach die Mutter schluchzend weiter.

Ein Schreinergeselle, der einige Wochen bei Frosch's Vater in Arbeit stand, einer jener zügellosen verderbten Handwerker, in denen die Philosophie des Tages zum Durchbruche gekommen ist, und die zwischen Himmel und Erde kein anderes Gesetz mehr anerkennen, als das des Zwanges, so lange sie nämlich zu bezwingen sind, beschimpfte seinen Meister, und es kam, da dieser dem Gesellen sagte, er sei ein Trunkenbold, mit dem man nichts reden könne, zu Thätlichkeiten. Der Meister wollte sich wehren, und rief seinen älteren Sohn, Maxens Bruder, zu Hilfe, wel-

cher Studiosus der Philosophie zu Innsbruck war, und sich eben auf Ferien zu Hause befand. Mittlerweile hatte die viehische Wuth des Gesellen den höchsten Grad erreicht; er ergriff ein in der Nähe liegendes Messer, und stieß es seinem Meister in die Brust, so daß dieser tödtlich getroffen niedersank. Sein Sohn, der es versucht hatte, den auf den Vater geführten Streich abzuwehren, der es aber, weil er zu schwach war, nicht vermochte, fand sich nun ebenfalls der rohen Gewalt des Mörders ausgesetzt; er schrie um Hilfe und wollte die Flucht ergreifen, bekam aber, als er sich dem Gesellen entringen wollte, einen Stich in die Seite. Der Mörder wurde von den herbeieilenden Nachbarn ergriffen, und den Gerichten übergeben. Der Vater starb in einigen Stunden, der Sohn, dessen Wunde nicht sehr gefährlich schien, ward für den Augenblick geheilt, aber er starb einige Monate darnach, denn seine Lunge hatte eine Verletzung erhalten. Diese Geschichte ist simpel, ohne alle Romantik und Poesie, aber sie ist wahr. Es mögen sich wohl in der Welt schon viele tausend ähnliche Vorfälle zwischen Meister und Gesellen ereignet haben, aber früher war die Verderbtheit in den unteren Ständen nur praktisch, und es fiel keinem Lasterknechte ein, sich vor redlichen Menschen über seine Handlungsweise zu vertheidigen; jetzt aber fördert die, von den Heroen einer verkehrten Wissenschaft auch in's gemeine Leben gepflanzte Theorie ihre wahrlich nicht goldenen Früchte zu Tage; jetzt hört man jeden lumpigen Jungen von

seiner Philosophie, von seinem Systeme, von seinen Grundsätzen sprechen; d. h. mit andern Worten: die Leute thun, was sie wollen, was ihnen gelüstet, und was sie eben thun können, ohne dem strafenden Arm der weltlichen Gerechtigkeit anheimzufallen, und überreden sich am Ende noch, sie seien sehr weise, die Gebote Gottes seien etwas Aufgebrachtes, sie wüßten wohl ohnehin, was sie zu thun hätten, denn an ihnen ist jeder Zoll: Philosophie, Grundsatz, System.

Darunter sind nun, wie es sich von selbst versteht, nicht alle Leute aus den niederen Classen verstanden, sondern auch ein beträchtlicher Theil des guten deutschen Vaterlandes, und ein größerer Theil Frankreichs, auch England nicht ausgenommen, wenn man die größeren Städte daselbst als Repräsentantinnen des ganzen Landes betrachtet. Doch genug von den goldenen Früchten der Aufklärung; es wird ohnehin viel darüber gesprochen und geschrieben, obwohl man nicht immer den einzig wahren Grund des Uebels kennt, oder erkennen will. Das wüste, verkehrte und durch das Lesen schlechter Bücher noch aufgeblähte Wesen des gemeinen Mannes wird dadurch, daß man ihm einige holdselige Traktätlein oder auch eine Bibel in die Hände spielt, nicht anders werden; denn der todte Buchstabe hat keine Gewalt, keinen Geist und kein Leben, nur der Donnerruf der Einen Kirche vermag eine bleibende Rückkehr zur Wahrheit zu Stande zu bringen; aber wo dem Menschen der alleinbeseligende Glaube aus der Brust gerissen worden, da

liegt auch die Moral in ihren letzten Zügen. Selbst Geister, die unklar sind in ihrem Wollen, fühlen sich oft von der Wahrheit angeregt, ohne sich jedoch ganz in ihren Lichtkreis hineinziehen zu lassen; so lange sie aber der inneren Stimme widerstreben, werden sie auch von ihren gerechten Klagen zu keinem gedeihlichen Ziele hingeführt, und in diesem Sinne läßt auch Victor Hugo in seinen: »Innern Stimmen" vergebens die Worte ertönen:

Doch wie sich uns're Zeit auch rühme ob den Keimen
In des Jahrhunderts großer und glänzender Gewalt;
Eins ist, o Jesus, das mich schrecket im Geheimen:
Das Echo Deiner Stimme, das immer mehr verhallt.

Max begann das neue Schuljahr; er sollte mit demselben das Gymnasium beenden. Sein kränklicher Bruder ging nach Wien, um dort seine Studien fortzusetzen; er schrieb aber nur ein Paar Briefe nach Hause, in denen er über beständiges Unwohlsein, und über den schlechten Verdienst mit Abschreiben Klage führte; ein dritter Brief kam aus der Kanzlei eines Spitales — er meldete seinen Tod. Der gute Junge hatte sich in seinem ersten Briefe sehr über Wien beklagt; aber komme Einer nur arm, krank, ohne Freunde und Aussichten in eine große Stadt, in welcher er sich zudem nicht zu bewegen versteht, und wo er sich zu betteln schämt — den wird bald jedes Schaugepränge und jede Lustbarkeit anekeln. Wäre er reich, gesund und befreundet gewesen; gewiß, er hätte einen anderen Brief nach Hause geschrieben. Maxens Mut-

ter vermochte den Kummer, der über sie hereinbrach, nicht zu ertragen. Sie lebte nur mehr bis zum nächsten Frühjahr, und nun stand Max allein da in der Welt. Er beschloß alsogleich nach dem Tode seiner Mutter, das Studiren ganz aufzugeben, um sich vollends der Kunst weihen zu können. Er nahm sich vor, seine Vaterstadt zu verlassen, sobald seine kleinen Erbschaftsangelegenheiten in Ordnung gebracht waren. Während dieser Zeit wandelte er Tagelang herum in Wäldern und Klüften, unter Felsenwänden und Steingerölle, an schäumenden Waldbächen und rieselnden Quellen, in zerfallenem Mauerwerk und an den Ufern des jungen Rheines; theils, um seinem Hange nach Poesie zu fröhnen, mehr aber um des Malerstudiums willen. Er konnte stundenlang vor Mauerrissen und Felsenwänden stehen, so daß ein uneingeweihter Beobachter ihn für einen vollkommenen Narren gehalten hätte; sein Geist war aber bei solchen Anschauungen vollauf beschäftigt; sein Gedächtniß machte sich die mannigfachen Naturgebilde aus dem Pflanzen- und Mineralreiche eigen, deren Kenntniß ihm in der Folge sehr gut zu Statten kam. Aus Tirol sind schon viele bedeutende Landschaftsmaler gekommen, und es ist kein Zweifel, daß die Großartigkeit der Natur daselbst ihre erste und beste Lehrmeisterin gewesen.

Endlich kam der ersehnte Tag der Abreise heran. Die merkwürdigen Begebenheiten seiner Reise wollen

wir aus dem Tagebuche entlehnen, welches er getreulich zu führen, sich vorgenommen hatte.

Stuben. Abends. Wie ganz anders kam mir der Weg im verflossenen Jahre vor, wo ich ihn mit zwei lustigen Gefährten machte — dort freute ich mich auf die Unterhaltung zu Rumpelhausen, und jetzt — kann ich mich eigentlich auf gar nichts freuen. Gesetzt auch, ich mache Glück im Malen, wen habe ich denn, der die Freude mit mir theilte? Würde meine Mutter noch leben, so könnte ich ihr schreiben: Mutter kommt, Ihr sollt bei mir ein gutes Leben haben, ich will Euch erhalten, mir ist das leicht; große Herren geben mir Aufträge über Aufträge, ich sollte vier Hände haben statt zwei, und ich könnte sie noch nicht befriedigen. Dann wären die Thränen ihr auf's Papier gerollt, und sie hätte innegehalten im Lesen, und hätte gesagt: Ich danke Dir, o Gott, Du hast mir einen guten Sohn gegeben! Aber so — so sollte es nicht kommen! — So weine nun ich, anstatt meiner Mutter! — Morgen übersteige ich den Arl — Adieu gutes Vaterland, lebt wohl ihr guten und schlimmen Tage, die ich da verlebt! Ihr kehrt doch niemals, niemals wieder! Lebe wohl, Vaterland, vielleicht seh' ich Dich auch nicht wieder!

Stuben am Arlberge; des Morgens. Juchei! die Welt liegt offen vor mir da! Gestern Abends war ich traurig und betrübt, heute bin ich stark,

muthig und froh! Ist mir doch, als ob die Sonnenstrahlen tief herabfielen in mein Herz, und es erwärmten; ich bin allein in der Welt, aber ich freue mich des Lebens! Jetzt muthig den Arl hinan; ich komme mir nun vor wie eine L . . . *), die unter der Nebelkappe des Berghauptes auf seinen Scheitel kriechen muß. Ist das nicht ein lausiges Leben? Ich bin begierig, wie lange das Geld anhält?

Rumpelhausen in der Wirthshausstube. Der Wirth hat mich ganz verdächtig angesehen, er muß mich noch ein wenig gekannt haben — also Niemand von den Herrenleuten ist da, alles zu Innsbruck! und dort soll es in einigen Tagen eine Doppelhochzeit geben zwischen Agnes und einem Marquis, und Rosa und einem Grafen? Was geht es mich an? Meine Braut ist nun die Kunst, von ihr erwarte ich meine Morgengabe, die mir wenigstens das Leben fristet. Aber was für ein Spuck hat mich denn von der Straße abgelockt und hiehergeführt? Ja richtig, Rumpelhausen will ich mir noch einmal ansehen, und das Nöthige, was ich davon bedarf, zu Papier bringen; das Bild von Rumpelhausen soll der erste Schild sein, mit dem ich fechtend hinaustrete in's Gebiet der Oeffentlichkeit, aber wie wird es mir gehen? Ich habe einen Kampf zu bestehen mit Leuten,

---

*) Frosch machte hier im Vertrauen auf den Scharfsinn und die naturwissenschaftliche Bildung derjenigen, denen seine Memoiren einst in die Hände kommen sollten, nur einige räthselhafte Punkte.

die auf Akademien gebildet worden sind — werden sie mich nicht einen Sudler nennen, und was dann anfangen? Fechten, fechten, ich fühle das Schwert des Geistes in meiner Hand! Wenn ich mir kein Geld verdiene, was dann? Nun dann heißt es fechten auf eine andere Art:

In linker Hand den Glockengriff,
Die Rechte aufgethan,
Die Haltung kränklich, krumm und schief,
Die Augen himmelan!

— Ei pfui! so weit mag's ich doch nicht bringen! Wenn meine Hände den Pinsel nicht zu führen vermögen, so werden sie doch einen Pinsel ernähren können.

Wie sieht doch dies Rumpelhausen jetzt ganz anders aus, als damals; mir kommt es vor, als ob ich es, wie einst in Rosa's Zimmer, durch ein Glas im Gemälde erblickte! Ein magischer Glanz, oder vielmehr ein düsterer Schleier ist über das Schloß ausgebreitet — aber der Schleier ist in meinen Augen, die durch verglas'te Thränen schau'n; ich Narr! ich weine fast, und weiß wahrlich nicht, warum?

In der Kanzellei zu Rumpelhausen saß Wanzenberger, und wir wollen seinem Treiben zusehen, und seine Gedanken belauschen. Er schneidet sich eine Feder, die als Ruder an der Sklavenbank des Schreibtisches dienen soll, an welchen ihn die Kette seiner

Amtspflicht fesselt, er segelt mit dem Nachen der Hand eine Zeitlang herum auf der weißen Meeresfluth des Papieres, sein leitendes Siebengestirn sind die Formularien, ohne die es nicht weiter geht, und als Magnetnadel und Windrose dienen ihm die von Gubel abgefaßten Originale, die er copiren muß; nachdem er eine Weile geschrieben, nimmt er eine Prise Tabak, probirt dann auf einem Unterlagpapiere seine Namensunterschrift sammt dem erstaunlichen und kunstreich durchgeführten Federzuge unter demselben, an dem es nie fehlen durfte. Er hatte dies vielleicht schon hunderttausendmale, theils im Geschäfte, theils zur Uebung versucht, und es machte ihm stets neue Freude, dann dachte er wieder eine Weile Folgendes: (denn beim Namenschreiben pflegte er gar nichts zu denken; dies allein nahm schon seine ganze Geisteskraft in Anspruch) — „Herr Gubel ist doch ein recht fideler Mann, daß er mich nach Innsbruck zur Hochzeit mitnimmt, und ich kann von dort aus wieder einmal meine Mutter und Schwester besuchen, und was der Stifel für eine Galle haben wird, das alleine ist schon was werth! Das ist doch ein schlechter Hallunke, dieser Stifel; wenn Herr Gubel da ist, so schreibt er d'rauf los, daß ihm die Finger knacken, kaum ist aber der bei der Thüre draußen, so hat er auch schon seine Saubücheln zur Hand, da werden Romane gelesen über Hals und Kopf — wenn ein anderer da wäre als ich, so würde er es doch nicht wagen; aber er weiß, daß ich ein guter Kerl bin, und daß ich den

Verrath immer für Etwas ganz Abscheuliches halte, er unterläßt es aber bei alle dem nicht, mir, wie er nur immer kann, eine Klappe anzuhängen. Doch transeat, transeat, das heißt auf deutsch, so viel ich mich besinne: Hol's der Henker! Ich kann schon vor Freude nichts mehr schreiben — mit diesen Paar Bogen werde ich heute Nachmittags zu Stande kommen — und so ging er hinaus in den Hof, und von da in sein Kämmerlein, und freute sich sehr. Gute Menschen können sich selbst in den ärmlichsten Umständen in eine rechte Behaglichkeit hineindenken. Die Frühlingssonne kam über die Berge herüber, und leuchtete durch die kleinen achteckigen Scheiben in die Kammer des zufriedenen Schreibers; auf dem Tische lag ein Stück von einem zerrissenen Gesetzbuche — der einzige Theil im ganzen Gemache, welcher darauf hindeutete, daß der Bewohner ein Stück von einem Gesetzgelehrten sei; ein zerbrochenes Spiegeldreieck war zwischen zwei Fensterknöpflein eingezwängt, und diente wahrscheinlich zu den jeweiligen Bartoperationen, zu Halstuchumbindungen, und bisweilen auch zur Schönheitsüberzeugung. Wir sehen den Schreiber eine Blindthüre öffnen, die ihm als Kleiderschrank dient; er nimmt aus selber einen neuen blauen Frack, auf welchem die Metallknöpfe wie in südlichen Gegenden die goldenen Sterne am azurblauen Himmelsgewölbe glänzen; er zieht dies neue Festkleid an, und denkt sich jenen Moment, wo er in die Stube seiner Mutter eintreten wird; die Freude eines Siegers auf

den Triumpheinzug in einer Stadt, ist nicht so rein, sorgenfrei und unbescholten, als die Freude Wanzenbergers. Nachdem er sich genugsam betrachtet, wird der Frack behutsam ausgezogen; der Schreiber beschließt, für heute den Kanzleistunden einen Abbruch zu thun, und etwas in's Freie hinauszugehen, welche Naturbewunderung jederzeit in einem Glase Bier, das er im Gasthause einzunehmen pflegte, ihren Schlußpunkt fand, aus dem bisweilen ein doppelter wurde. Er nahm sich heute sogar, wie es wohl öfter geschehen mochte, vor, mit dem Schlußpunkt den Anfang zu machen, d. h. er ging in die Schenke, und wollte dann die erübrigte Zeit bis zum Mittagsessen einem kleinen Spaziergange weihen. Schon war er eine Weile gesessen, wahrscheinlich in tiefen Gedanken, die Augen beschaulich auf's Glas geheftet, in feierlicher Stille, die nur durch das Klimpern des Biegeleisens, welches die Wirthin, eben Wäsche glättend, handhabte, unterbrochen wurde, und nachdem der glühende Stahl an die Metallwände, wie die im Munde eingeschlossene Zunge der Wirthin, die gerne reden wollte, schon oft angefahren war, fragte Wanzenberger: Nichts Neues? — Nichts, sagte die Wirthin, gar nichts, gar nichts, nur ein Bursche ist gestern gekommen, der ist heute auch noch da, und wenn ich nicht irre, so war er einer von den Studenten, welche im verflossenen Jahre den jungen Herrn besuchten! So? sagte Wanzenberger, und warum haben Sie mir das nicht gleich gemeldet? Wo ist er

denn jetzt? — Die Wirthin ging zum Fenster, und zeigte auf einen Punkt. Dort, sagte sie, müssen Sie ihn auf der Anhöhe sitzen sehen; er hat ein Papier vor sich und scheint was zu malen. Der Schreiber stürzte sein Glas aus, und nahte dem Maler vom Rücken, so daß ihn dieser nicht bemerken konnte; bald erkannte er in ihm Max Frosch — er schlich sich nun leise und unbemerkt zu ihm, wartete bis er den Bleistift erhob, um ihm keinen Schaden in seiner Zeichnung zu machen, dann aber packte er ihn plötzlich mit beiden Händen an den Schultern.

Max fuhr bei diesem ungeahnten Angriffe zusammen, und war im Zuge, gegen den Tölpel, der es wagte, ihn hier zu stören, in unsanfte Worte auszubrechen, als er das freudestrahlende Gesicht Wanzenbergers gewahrte. Es gibt Menschen, gegen die es uns unmöglich ist, in Zorn zu gerathen, und das sind solche, von denen wir wissen, daß Alles, was sie thun, mag es auch noch so linkisch ausfallen, im besten Willen geschieht. Wanzenberger begann: Ach Herr Frosch — seit gestern sind Sie hier, wie mir die Wirthin sagte; das ist doch nicht schön, daß Sie sich nicht sehen ließen, wenn auch im Schlosse Niemand zu Hause ist, Herr Gubel hätte Sie mit offenen Armen aufgenommen, und zu dem müssen Sie nun auch für heute Mittag mit mir gehen, denn auch ich habe die Kost bei ihm.

Ich danke, Wanzenberger, ich werde keinen Gebrauch machen.

Ah pah! das wollen wir sehen; ich bin hier ein Stück von der Herrschaft, und werde Sie zwingen lassen. Aber um's Himmelswillen, was machen Sie denn da mitten im Schuljahre?

Ich habe das Studieren aufgegeben.

Und sich vielleicht auf's Malen verlegt? Auch gut; kann Ihnen bald besser gelingen als bei'm Studium; ich entsinne mich, daß Fräulein Rosa einst von ihrem Talente sprach, nachdem Sie schon fort waren.

Ich zweifle daran.

Was, zweifeln willst Du, Herzensjunge? Ich sage Dir, sie behauptete, daß Du ein ganz verdammtes, schändliches, fürchterliches Talent zu der Landschafterei hast; ich belüge Dich nicht. Vor der Hand packe zusammen und komme mit; laß uns eine Bruderschaft trinken, denn wenn ich so 'nen Jungen recht gerne habe, kommt mir das »Sie sagen" ganz langweilig vor.

Frosch besann sich eine Weile, und ließ sich endlich vom Schreiber in die Schenke ziehen; er dachte sich dabei: Ein wahres Genie darf durch ein wenig Bier nicht aus der Fassung kommen, und wie ich es gelesen habe, so gab es viele große Maler, die ihr ganzes Leben lang mit dem Uebel des Durstes behaftet waren.

Und wie viele junge Leute gibt es, die durch ihre ganze Jugendzeit ihren Genius auf keine andere Weise bezeugen zu können glauben, als wenn sie tagelang in Schenken herumlungern, sich balgen und

schlagen, und Alles mitmachen, was das sogenannte geniale Leben erfordert. Es ist ein höchst unsinniger Schluß, wenn Jemand der Meinung ist, daß, weil es einige Genies gegeben hat, die Lumpen waren, deßwegen auch alle Lumpen Genies sein müssen.

Nachdem Frosch etwas getrunken hatte, verloren seine Züge die düstere menschenfeindliche Färbung, welche sich schon seit einer geraumen Zeit darüber gelagert hatte, er ließ sich sogar zu Gubel's Mittagmal führen, und nahm die Einladung zur Mitreise nach Innsbruck an. Und dort, meinte Gubel, halten Sie sich einige Tage bei Herrn Fabius auf, wenigstens bis die Hochzeit vorüber ist, denn da wird's im Hause lustig hergehen. Frosch, der an dieser Lustbarkeit kein so großes Behagen zu finden schien, gab sogleich vor — es sei ihm sehr angenehm, die Reise im Wagen des Herrn Gubel mitmachen zu dürfen, aber in Innsbruck könne er sich nicht aufhalten, er habe einige Empfehlungsbriefe nach Wien bei sich, und je eher diese abgegeben werden, desto besser sei es für sein künftiges Fortkommen, denn sonst könnten vielleicht die Herren, an die sie gerichtet sind, auf's Land gehen u. s. w.; im Grunde aber hatte er kein anderes Empfehlungsschreibeu, als einen abgeschabten Rock und seine Kunst, an deren wirklichem Dasein er noch zweifelte.

Nachmittags beschäftigte sich Frosch noch mit Zeichnen; was er nicht mehr zu Stande brachte, prägte sich sein geübtes Auge bald ein, denn er hatte schon früher beschlossen, Rumpelhausen erst zu Wien

in Oel zu malen. Am andern Morgen setzte er mit Gubel und Wanzenberger seine Reise fort. Es wurde manches über Wien gesprochen, obwohl noch keiner der Reisenden dort gewesen war, wußte doch jeder Einiges davon zu erzählen. Wanzenberger sagte: Wenn ich doch nur das Wien einmal sehen könnte; das habe ich mir schon oft, sehr oft gewünscht! Nun, entgegnete ihm Gubel, gehen Sie ein Paar Jahre nicht in die Schenke, und sparen Sie sich Ihr Geld zusammen, für den Urlaub werde schon ich Sorge tragen. Wanzenberger kratzte sich den Kopf, den Vorschlag Gubels auszuführen, war keine Möglichkeit vorhanden, und das Reiseprojekt, das ihn jetzt auf einmal mehr als je ergriffen hatte, blieb von dieser Zeit an auch in seiner Seele wurzeln. — Aber ihren Collegen, Herrn Peter, werden Sie doch sprechen, das wäre wahrlich nicht schön, wenn Sie, ohne dies zu thun, durch Innsbruck gingen! bemerkte unter Anderem Gubel gegen Frosch — der antwortete: Ich werd' ihn zu mir in den Gasthof kommen lassen, mich selber aber will ich bei dieser Verwirrung nicht als Gast im Hause seines Vaters aufdringen.

Es war am Abend, als Gubel, Wanzenberger und Frosch über die Innbrücke vor Innsbruck fuhren; die strömenden Wellen des Inn zeigten das bebende und zerrissene Mondbild, welches wie ein wankender Kahn mit den Reisenden von einem Ufer des Flusses zu dem anderen schiffte. Wanzenberger sah hinab in die Gewässer, und dachte daran, wie er

einst von Innsbruck fliehend, an dem Brückengelän-
der seine heißen Thränen in den kalten gefühllosen
Fluß hinabströmen ließ — es ist doch sonderbar dies
Leben, dachte er sich dabei, einmal Trauer, einmal
Freude, einmal Thränen im Lachen, ein anderes
Mal wieder Thränen im Weinen; mit einem Schnapp-
sack auf dem Rücken ging ich einst betrübt aus dieser
Stadt fort — in einem Herrschaftswagen ziehe ich
heute wieder freudig in ihr ein — aber ich will nicht
da bleiben, die Hochzeit ist erst übermorgen, ich muß
noch nach Hall — ich möchte gerne heute noch meine
Mutter sehen! Der Wagen rollte einen Gasthof vor-
über — Frosch bat dringend, Herr Gubel möge ihn
aussteigen lassen, und als dieser, der ihn durchaus zu
Fabius führen wollte, endlich nachgab, bat Max den
Freund Wanzenberger, er möge den guten Peter in
das Gasthaus bringen, daß er ihn noch einmal sehen
und sprechen könne. Frosch wartete nicht lange, als
auch schon Peter mit seinem Führer anlangte. Peter
schlug einen großen Lärm, und wollte seinen Freund
zwingen, Einkehr in seines Vaters Haus zu nehmen.
Max aber ließ sich nicht erweichen. Als Peter sah, wie
mit seinem alten Freunde nichts anzufangen sei, ver-
sprach er, ihn nach Vollendung seiner juridischen Stu-
dien vielleicht einmal zu Wien aufzusuchen, wo er im
Hause des Marquis, seines nunmehrigen Schwagers,
wohnend, sich in der Praxis auf irgend einen Staats-
dienst vorbereiten werde; dann griff er in den Sack
seines Beinkleides, um daraus schnell eine Börse

welche ein Paar Thaler und kleine Silbermünzen enthielt, in die Rocktasche zu schieben, und sagte zu Frosch, als er die Fadenscheinigkeit seines Rockes gewahrte, welche selbst beim Kerzenlichte zu sehen war: Max, das Eine wirst Du mir doch gewähren, lasse mir Deinen Rock als Andenken, und ich will Dir den meinen geben. Frosch fand sich bereit, sagte aber bei'm Umkleiden: Peter, ich sehe wohl ein, es ist kein Tausch, den wir machen, es ist ein Almosen, das Du einem armen Jungen gibst, denn mein Rock kann nur durch die Papiermühle wieder zu Ehren kommen, und dann der Menschheit nützlich oder schädlich, oder keines von beiden werden, je nachdem Gutes, Schlechtes oder Unbedeutendes darauf geschrieben wird. Lassen wir das, entgegnete Peter. Die Freunde redeten noch eine Weile mitsammen, als Max in der Seitentasche das Geld fühlte, und es dem Peter als etwas, was er herauszunehmen vergessen, einhändigen wollte. Peter hatte lange zu reden, bis dies Geschenk von Max angenommen wurde. Endlich willigte Max ein, und die Freunde schieden.

Es war schon spät; Wanzenberger, der sich vorgenommen hatte, noch nach Hall zu gehen, gab seinen Plan auf, und verschob seine Reise auf den morgigen Tag, wo er zudem an Frosch noch einen Gefährten hatte. Dieser wollte am Morgen noch einige Merkwürdigkeiten ansehen, und dann erst seine Reise weiter fortsetzen. Wanzenberger erbot sich, als Cicerone mitzugehen. Er zeigte ihm zuerst (und zwar schon

um 5 Uhr Morgens, wo er ihn weckte, um früher zu seiner Mutter zu kommen) das goldene Dächlein, in der Landessprache Dachel genannt; dann führte er ihn in die Franziskanerkirche, mit dem Bedeuten, daß die eisernen Männer daselbst wahre Meisterstücke seien, denn es wiege jeder viele Zentner, und man könne sich gar keinen Begriff machen, wie sie von einem Orte zum andern transportirt werden konnten. Max betrachtete aufmerksam die kolossalen, aus Erz gegossenen Fürstenstatuen, in deren Reihen selbst Männer von großer Statur wie Zwerge dahinwandeln, und die sammt dem Grabmale Kaiser Max I. jene Kirche zu einem der merkwürdigsten Gebäude der Welt machen. Nachdem Frosch einige Notizen in sein Tagebuch geschrieben hatte, gingen die beiden Freunde nach Hall. — Sag' mir einmal, Max, was hast Du zuvor auf dem Platze vor der Kirche geschrieben? fragte Wanzenberger. — Max antwortete: Ich schreibe mir Alles, was ich Merkwürdiges sehe, erfahre, und mitunter auch das, was ich mir denke, zusammen, und so eine ganze Geschichte nennt man ein Tagebuch.

Ein Tagebuch? Wir haben in der Kanzlei zu Rumpelhausen auch ein Tagebuch, da werden alle Akten aufgeschrieben, welche die Herrschaft in's Kreisamt sendet, und die von dort wieder zurückkommen. So gibt es also auf diese Art verschiedene Tagebücher. Wenn ich einmal reise, will ich mir auch Eines zusammenschreiben; wenn dann in einem Wirthshause,

wie es oft geschieht, ein Streit entsteht, dann nimmt man so ein Tagebuch, und reibt es Einem unter die Nase, der den Gästen irgend eine Lüge aufheften wollte.

Ja wohl, antwortete Frosch, man kann es zu verschiedenen Zwecken gebrauchen.

In Hall angelangt, trennten sich Frosch und Wanzenberger, der Erstere war nicht zu bewegen, zu der Mutter und Schwester des Letzteren mitzugehen, denn er wollte bei der Begrüßungsscene nicht als störender Zeuge gegenwärtig sein.

Sechszehntes Kapitel.

Wie Frosch in die Stadt Wien kommt, und mit einem Augenglasmacher bekannt wird, nebst anderen wichtigen Begebenheiten.

Abandonné dans le monde, sans conseils, sans ami, pour ainsi dire sans maître et sans Dieu: ô destinée amère!
Louis Veuillot: Rome et Lorette.

Bei Nußdorf (einem Dörfchen an der Donau, eine Stunde von Wien stromaufwärts gelegen) landet ein großes Holzschiff, ein junger Mensch springt von den aufgespeicherten Scheitern herab, und betrachtet die Schwielen an seinen Händen, welche sich durch die ungewohnte Arbeit bildeten; denn er hatte, wahrscheinlich, um die Reise ohne Bezahlung mitmachen zu können, von Linz an fleißig gerudert. So! ruft ihm einer der Schiffknechte zu, behüt' Euch Gott, geht nur dem Staube nach, und Ihr werdet bald in Wien sein. Danke schön, wird ihm erwiedert, und der junge Mann geht seine Wege. Er mochte so eine Viertelstnnde fortgewandert sein, als ihm der fürchterliche Staub unerträglich zu werden anfing — so etwas hatte er nicht geahnt. Nun, wenn das so zunimmt bis Wien, dann muß es in Wien selber nicht sehr angenehm zu woh-

nen sein, so dachte er bei sich selbst. Ich kann aber nicht mehr gar weit haben, denn die Karossen der reichen Wiener, nicht zufrieden damit, daß sie selber in den Wolken der Erde einherfahren, lassen auch den Fußwanderer großmüthig an ihrer Staubglorie theilnehmen, und legen ihm das Staubverschlingen als einen Tribut auf.

Der arme Mensch, welcher die Güter der Erde für die größte Seligkeit hält, und kein höheres Gut erkennen will, wird sich immer mit einer gewissen Bitterkeit gegen die Reichen aussprechen. Wäre Frosch reich oder wohlhabend gewesen, so würde er auch gefahren sein, und sich um die knurrigen und neidischen Gedanken des armen Volkes der ganzen Welt nicht gekümmert haben. Es fing ihn an der Durst zu plagen, er ging in eine Schenke an der Straße, und ließ sich Wein geben. Nachdem er eine kleine Weile da gesessen, kam ein langer hagerer Junge herein, die Augen mit Brillen bewaffnet, den Rücken mit einem Reisebündel beschwert, und seine ganze Gestalt in einen blauen Staubrock gehüllt; kaum hatte dieser Frosch gesehen, so setzte er sich zu ihm, warf sein Felleisen weg, begehrte ein Gläschen Wein, und suchte mit ihm ein Gespräch anzuknüpfen. Nachdem der Fremde auf die gewöhnlichen Reisebekanntschaft-Anknüpfungsfragen von Frosch lakonische Antworten erhielt, so brachte doch das Eine die Beiden näher zusammen, daß sie Beide zum ersten Male nach Wien kamen, daß sie Beide nicht viel Geld hatten, und daß es überhaupt angenehmer ist,

einen Gesellschafter zu haben, als allein zu gehen. Der Fremde war ein Berliner, und hieß Riecke, seine anderweitige Naturgeschichte mag sich aus folgendem Dialoge ergeben:

Riecke. Sagen Sie mir, haben Sie ein Metier?

Frosch. Nein, ich bin ein Künstler.

Rieke. Ei, das ist schön, dann sind wir von dasselbe Jeschäft, ich bin auch einer.

Frosch. So? Auf was haben Sie sich denn verlegt?

Rieke. Auf Okulistik, Optik, was Zweige der Physik sind, wie der Professor der Industrieschule gesagt hat; dann auf das Ganze der Glasschleiferei im Allgemeinen, und auf ihren ganzen Umfang in's Besondere.

Frosch (kalt). Also sind Sie eigentlich ein Augenglasmachergeselle?

Riecke. Das wäre nicht schlecht! Was meinen Sie? Ich sag Ihnen, ich mache Ihnen Allens, Allens mache ich Ihnen: Perspektive, Operngucker, Tubusse, größer als die Kanonen vor der Hauptwache in Berlin, und alle andern möglichen Instrumente und Präparate, die was zu einem anatomischen Thurm und zu das ganze Wesen von die Sterngucckerei in seinem ganzen Umfange erforderlich sein thun. Freund, das ist was Anderes, als ein gemeiner Brillenfaberkante! Und was sind Sie eigentlich, wenn man fragen darf?

Frosch. Ich bin ein Maler.

Riecke. Maler? Auch nicht schlecht. Da sol-

len Sie das Muſäum zu Berlin anſchauen, da gibt es Ihnen Stücke, ich ſage nicht zu ville, wenn ich Ihnen ſage, daß Kenners vor ein einziges Gemälde ſtundenlang aushalten thun, ich habe einmal ſelber zwei geſehen, die ſtanden über eine Stunde bei einer Vorſtellung, ich war mit einem Freunde das ganze Muſeum herumgekommen — und dann ſagte der zu mir: Siehſt Du, die ſtehen noch immer da, das muß ein verdammt ſchönes Bild ſein, da müſſen wir uns wohl ein anderes Mal auch eine Weile hinſtellen; hör' mal, ſagte mein Freund zu mir, ſie wollen gehen, hör' mal, was ſie zu einander ſagen, vielleicht läßt ſich was von die Kunſt profentiren; und da hat Einer zum Andern geſagt: Wo ſpeiſen Sie? und der Andere hat geantwortet: Reſtauration Reinhart unter die Linden, für 30 Neugroſchen ſechs Schüſſeln, und der Wein bleibt apart. — Ja, das haben Sie geſagt, und ſind fortgegangen.

Froſch. Nun, und was haben ſie denn über das Bild geſprochen?

Riecke. Da haben ſie ihre Gedanken für ſich behalten; vielleicht iſt's auch eines von die Meiſterſtücke geweſen, von denen man ſagt: Da läßt ſich nichts nicht darüber ſagen.

Während dieſem Geſpräche hatte Riecke ſein Seitl (Quart) ausgetrunken und bezahlt, als er ſah, daß es nur 6 Scheinkreuzer koſte, wunderte er ſich über die Maßen, und beſchloß mit der Bemerkung, daß ihm das Getränke ſehr gefallen habe, ſich noch

ein Glas einschenken zu lassen. Frosch fand den Burschen drollig, und es war ihm nicht unangenehm, mit demselben seinen Einzug in Wien zu halten. Als sie die Schenke verließen, äußerte Riecke, der Wein habe ihn in eine ganz fidele Stimmung versetzt; diese Stimmung bemerkten wohl auch die Vorübergehenden, sie kümmerten sich aber weiter nicht darum, und fanden es nicht der Mühe werth, den Reisenden eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken, denn derlei Ereignisse von Betäubung sind in und um die gute Stadt Wien eben nichts Rares. Max hatte mit Riecke auf du und du getrunken. — Behagt mir seine Bekanntschaft nicht, dachte der Maler vom Okulisten, nun so ist es ja in Wien ein Leichtes, mich seiner zu entledigen. Als Beide zur Linie kamen, suchte Riecke durch die lächelnde Verklärung seines Gesichtes jeden Anschein von Nebel von sich ferne zu halten, er und Frosch lieferten ihre Pässe ab, um welche sie befragt wurden, weil ihr Reiseanzug sie als Fremde bezeichnete. Kaum waren sie aber innerhalb der Linie, als der Berliner wieder seine Lebhaftigkeit gewann, er stellte sich, den Rücken auf die rückwärts gelegten Hände und den Stock gestemmt inmitten einer Straße auf, betrachtete die Häuser, die in jener Gegend ein eben nicht sehr vortheilhaftes Aussehen gewähren, so wie sie sich auch in Bezug auf ihre Bewohner als einen vollkommenen Gegensatz derjenigen zu Saint-Germain in Paris herausstellen, und begann gegen Frosch seine Gedanken auf folgende Weise laut werden zu lassen:

Das also ist Wien, nun gut, jetzt soll mir einer noch=mal was von Wien sagen, dem werd' ich Dinge er=zählen! Freund, da mußt Du nach Berlin kommen, da siehst Du Häuser, da gibt es Straßen, da ist Al=lens so großartig; kommst Du bei einem Thor hinein, das bleibt sich gleich, bei was für einem es sein thut, da siehst Du eine ganz andere Prospective, das darfst Du mir glauben!

Frosch. Alles zugegeben, aber ich denke, Wien ist noch nicht zu Ende, der Mann, den wir nach Gum=pendorf fragten, sagte, wir haben weit — sieh', daß wir fortkommen.

Riecke. Aber nicht wahr, das freuet Dich, daß ich einen Kollegen von meiner Kunst habe? Wir wer=den dort schlafen können, und dürfen keine Bettstelle be=zahlen; das ist auch seine drei Silbergroschen werth! Sieh' mal die Adresse an, was für'ne Nummer? Gum=pendorf, das kann ich ausnehmen, aber bei der Num=mer hat der Bleistift ausgelassen, die Gasse heißt: Schmidgasse. Das Brilleninstitut ist im Hofe, Stiege rechts, im zweiten Stock, aber die Nummer kann ich nicht wegkriegen.

Frosch. Laß das gut sein, sehen wir vorerst, daß wir in die bezeichnete Vorstadt kommen.

Riecke. Auch gut, auch gut; sieh' nur diese Jungen, die dort auf dem Thonhaufen spielen, sind sie nicht ganz todte? da sollst Du in Berlin sehen, da gibt es lebendigere Kerls.

Einige jener Knaben, welche dadurch, daß sie in

Gesellschaft Kurzweil suchen, und auf der Gasse freie Luft schöpfen, in jeder größeren Stadt die Benennung Gassenjungen erhalten haben, waren eben beschäftigt, aus Thon, der aus einem ausgegrabenen Brunnen kam, verschiedene Formen zu kneten, als sie auf den wankenden Riecke aufmerksam wurden, dessen Worte sie zwar nicht vollkommen verstanden, die sie aber auch für keine Ehrenbezeugung hielten; sie drückten deßwegen ihre Formen schnell zu Kugeln zusammen, und warfen sie unter großem Geschrei, welches auch die andere Jugend aus den Häusern lockte, auf Riecke, der war über diese Bewegung, die von einem Leben der Jungen zeigte, welches er ihnen kurz vorher abgeläugnet hatte, toll, und drehte sich um mit drohend erhobener Hand, als wollte er ihnen einen Strafsermon halten, wie dieß Betrunkene, die von der lieben Jugend belästigt werden, im Brauch haben. Frosch, dem schon Angst wurde, daß ihm Riecke noch mehr ähnliche Spektakel mache, rief, ihn am Arme ergreifend: Wenn Du solche Dummheiten machen willst, so werde ich von Dir gehen, ich kann wohl allein auch eine Herberge für die Nacht finden. — Nu, nu, erwiederte Riecke, indem er sich von Frosch fortzerren ließ, nur keine Feindschaft nicht, aberscht Du wirst mir doch erlauben, zu sagen, daß dieß von diesen Jungens nicht artig gewesen ist; ich sehe, daß man ihnen keine Achtung und Lebensart beigebracht hat, und ein für allemal, es mangelt hier sehr an Bildung! — Und wieder ging's weiter. Die Beiden kamen den

Alserbach entlang, dessen Anblick die patriotischen Gefühle Riecke's auf's Höchste steigerte. Also das ist Wien! Freund, da sollst Du die Spree sehen, das ist ein anderes Jewässer, und voll eisener Geländer und voll eisener Brücken, und wohlgemerkt, gegossen und mit Statuen, und tiefgrün, auf die Art, wie grüne Brillen. — Frosch, um ihn weiterzubringen, sagte: Laß das für jetzt sein, wir sind ja noch in der Vorstadt, und werden heute auch nimmer in die Stadt kommen, weil wir dort nichts zu thun haben, wie uns der Mann sagte, den wir nach Gumpendorf fragten; in der Stadt, mein' ich, da wird es schon ganz anders aussehen. — Nu, nu, erwiederte der Berliner, das mag wohl sein, ich will es zugeben, daß der Hauptwitz erst in der Stadt losgeht. —

Als sie am Irrenhaus vorbeigingen, fragte Riecke einen anständig gekleideten Mann: Sagen Sie mir gütigst, ist das Gebäude dort ein öffentliches Institut, oder so was dergleichen? Ja, antwortete dieser, das ist das Irrenhaus oder der sogenannte Narrenthurm. So, sagte Riecke, ich hab' wohl schon davon reden gehört; sagen Sie mir mal, fuhr der Brillenmacher der das Aushängeschild seines Handwerks stets auf der Nase herumzutragen pflegte, dasselbe mit einem maliciösen Lächeln richtend, fort: Sagen Sie mir, mein Herr, ist das nur für die Wiener alleine? Nein, ward ihm zur Antwort, auch Fremde werden mit den erforderlichen Fähigkeiten aufgenommen. Als Riecke den Hieb gut ausparirt und auf sich selbst ange-

bracht sah, wollte er der Sache einen guten Ausgang geben, und sagte: Danke schön, ich habe nur gemeint, weil bei uns zu Berlin die Landeskinder bei solchen Gelegenheiten den Vorzug haben.

Endlich, nach langem Forschen und Fragen, kamen die Reisenden in Gumpendorf an. Riecke hatte sich schon der Meinung hingegeben, daß die Befragten sie irregeführt hätten, um ihnen Wien nur recht groß und weitläufig vorzustellen; seine Benebelung war nach und nach verflogen, und er freute sich herzlich, bald seinen Freund Weniken, welcher in dem oberwähnten Brilleninstitute in Condition stand, zu überraschen; die Adresse wußte er, weil er mit demselben in Correspondenz stand, von seiner Ankunft aber hatte er ihm nichts gemeldet. Die Hausnummer war herausbuchstabirt und aufgefunden, schon standen Beide im zweiten Stock vor jener Thür, die in's Brilleninstitut führen sollte (so hatte Weniken in seinen Briefen die Werkstätte, in welcher er arbeitete, genannt), es wurde an der Klingel gezogen, eine Dame die sich eben mit dem Abspühlen der Teller beschäftigte, machte auf, und rief, nachdem sie sich vom Verlangen der Fremdem unterrichten ließ, bei der Thüre, welche von der Küche in die Wohnung führte: Herr Weniken, kommen Sie heraus, es will Jemand mit Ihnen sprechen! —Herr Weniken erschien, es erfolgten Umarmungen, daß die Brillen Riecke's herabfielen und zertreten wurden; aber darauf wurde nicht geachtet, im Institute lagen ja tausende bereit, um Ersatz zu leisten. Weniken führte

die beiden Gäste seinem Meister (Director des Institutes) auf, und sprach sogleich wegen der Schlafstelle, diese wurde ihnen bewilligt, weil eben ein Geselle fortgezogen war, und daher ein Bett leer stand. Riecke ward in die Condition aufgenommen, und er konnte auch Frosch für einige Tage als Bettgenossen bei sich behalten. Weniken wußte für den Augenblick (es war eben Sonnabend Nachmittags 6 Uhr) nichts Besseres zu thun, als seinen Freund und dessen Reisegefährten in's Lerchenfeld zu führen, welches er gerne besuchte, und in das er sich, wäre auch sein Freund nicht gekommen, begeben hätte. Riecke wollte seine Kleider und Stiefel reinigen, sein Freund aber rieth ihm davon ab: Mache Dir keine unnöthige Arbeit, wegen der Gesellschaft, die wir im Lerchenfeld treffen, ist es nicht der Mühe werth, viele Tempo (Umstände) zu machen.

Frosch und Riecke wunderten sich über das Menschengewoge, welches immer dichter wurde, je näher sie nach Lerchenfeld kamen; Riecke gestand, daß selbst die Königsstraße in den besuchtesten Stunden nicht so vollgedrängt wäre, da man hier noch dazu nicht langsam geht, sondern eine Masse an der andern schnell und geschäftig vorüberfegelt. Endlich kamen sie in dem Eldorado der in einem Theile der westlichen Vorstädte wohnenden Fabriksarbeiter Wien's, oder kurz im Lerchenfeld an. Was gab es da nun für staunenswerthe Dinge! In jeder Gasse stand ein dichtgereihter Phalanx von Schenken, die ihre Schilde, wie die österreichischen

Ritter bei Sempach ihre Lanzen den Gästen, die, um das Bild besser auszumalen, hier die Schweizer abgeben müssen, entgegen hielten; mancher Durstige ist da dem Arnold von Winkelried gleich, er sucht mehrere Spieße zusammenzupacken, daß heißt, er besucht mehrere Schenken hinter einander, wenn er dort gute Freunde zu finden hofft, und theilt am Ende mit dem tapfern Winkelried ein gleiches Loos — im Niedersinken — nur steht er unähnlich dem Helden, wenn er den schweren Traum ausgeträumt hat, wieder auf — und kommt ein anderes Mal wieder, um die Schlacht von Sempach auf's Neue durchzufechten. Man darf sich aber nicht die irrige Vorstellung machen, als ob dieß an die Linie angränzende Dorf, welches des Morgens nur siebentausend, des Abends oft über vierzigtausend Einwohner zählt, nur von der untersten Volksklasse beehrt würde, es gibt hier auch viele sehr anständige Lokale, die von soliden Leuten besucht werden, welche ohne großen Kostenaufwand hier gute Küche und gutes Getränke finden. So viel von Lerchenfeld — für Nichtwiener. —

Wenicken bereitete seinem Freunde eine Ueberraschung, indem er ihn in einen Garten führte, wo sich auch oft einige alte Bekannte aus Berlin einzufinden pflegten. Da wirklich einige zugegen waren, so begannen nun neue Begrüßungen, Wenicke versprach für seinen Freund die Zeche zu bezahlen und auch den Maler mitlaufen zu lassen, weil er eben an Münzen keinen Ueberfluß zu haben scheine.

Riecke wurde diesen Tag zum zweiten Male begeistert, indem er zuviel an Castaliens Quell getrunken — im Nachhausegehn bekam er, größtentheils zu sehr in's Gespräch vertieft und daher auf die Vorübergehenden nicht achtend, manchen Rippenstoß — worauf er immer die Bemerkung zu machen pflegte: es gefiele ihm hier Alles recht gut, aber es sei ein allseitiger Mangel an Bildung. Als das Trio im Bildeninstitute ankam, mußten sich Frosch und Riecke bequemen, auf einer Leiter in ein über einem andern Bette, und zwar auf denselben Säulen, angebrachtes Thronbett zu steigen, wie solche der Raumersparniß wegen in Schuster-, Schneider-, Schlosser- und auch andern Instituten, welche hier mit dem simplen Namen: Werkstätten benennt werden — häufig zu finden sind.

Schon schaute der schöne Sonntagsmorgen durch die Fenster herein, das Gerassel und Lärmen der Arbeiter war zu einer Sabbatsruhe umgeschaffen, die Population Wien's glich einer belagerten Garnison, die endlich verdrossen geworden über den Feind (die Arbeit), der sie schon sechs Tage in der Festung eingeschlossen hatte, nach allen Seiten hin, bei allen Thoren hinaus, einen Ausfall machte; bei derlei kriegerischen Scenen fließt wohl auch Blut, aber nur solches, welches das abgestochene Geflügel vergießt, noch mehr aber das edle Rebenblut, und wenn man die Quantität dieses Blutvergießens betrachtet, so kann man die Wiener mit Recht ein sehr blutdürstiges Volk nennen. — Weniken hatte aber für heute nicht im Sinne,

seine beiden Gäste, denn als solche betrachtete er sie noch für diesen Sonntag (für längere Zeit wurde er durch den Uebelstand seiner Kasse von dieser kostspieligen Betrachtung abgehalten), auf's Land zu führen, sondern er beschloß, ihnen die eigentliche Stadt zu zeigen. Auf dem Wege dahin sprachen die Dreie unter Anderm auch Folgendes:

Wenicke. Wenn Du willst, Riecke, so wollen wir in unsere Predigt gehen, und Du kannst bei dieser Gelegenheit gleich das protestantische Bethaus betrachten.

Riecke (der kein zu großes Verlangen darnach hat). Ja, aber ich denke, dann werden wir unsern Maler verlieren, der wird nicht mitgehen wollen, weil er wahrscheinlich katholisch ist.

Frosch (mit dem Pathos eines von seiner Aufklärung durch und durch Ueberzeugten). Das genirt mich nicht, aber ich mag nicht hinein gehen, weil in Euren Kirchen nichts von Kunst zu sehen ist, denn, wenn ich in was immer für eine Kirche gehe, so gehe ich nur um der Kunst willen. Ihr mögt gehen, wie Ihr wollt, ich werde Euch dann abholen; sagt mir nur, bis wann ich kommen soll.

Riecke. Ach Herr je! Ne, der meint, mir wollen ein Paar Stunden drinnen bleiben. Da ist keine Rede nicht, wir wollen lieber mit ihm gehen, was meinst Du, lieb' Wenicken?

Wenicken (dem noch das Bischen Religion, welches er von Haus aus mitbekommen, im Herzen

haftet). Sieh' Riecke, als ein guter evangelischer Christ solltest Du doch auf die Predigt ein wenig etwas halten.

Riecke. Ich halte mich an das, was mir mein Lehrer gesagt hat, ehe ich und noch mehrere Andere die Schule verließen; er sagte: Gehen Sie in die Predigt, wenn Sie Zeit haben, wenn Sie aber keine haben, so muß es wohl auch so gut sein. Halten Sie nichts auf den Aberglauben, aber stören Sie keinen in seinen Bekenntnissen, denn das ist unangenehm. Und als der Lehrer so weit gekommen war, da unterbrach ihn ein pfiffiger Junge, und fragte: Aber was soll man dhun, wenn Eener bese Weje jeht, und man kann ihm keinen Aufenthalt nich machen? — Dann, sagte der Lehrer, hat man sich in anderer Leute Sachen nicht zu mengen, und das nennt man die Toleranz! Weißt Du nun, Wenicken, was das ist: Toleranz? Das ist so viel, als: ich gehe heute in keine Predigt, und Dich geht das nichts an, und dadrum keene Feindschaft nich!

Wenicken. Ich sehe, Du bist noch immer ein loser Vogel!

Frosch war zu stolz geworden, um sich in diese Angelegenheit zu mengen, er dünkte sich zu erhaben über Riecke und Wenicken, als daß er sie mit seinen Grundsätzen bekannt gemacht hätte, sein einziger Grundsatz aber war der, daß er keinen hatte. Er trennte sich nun von seinen neuen Freunden, und versprach ihnen, bis um zwölf Uhr sie in ihrer Wohnung aufzusuchen; die Adresse hatte er sich gemerkt, und so war es ihm ein Leichtes sich hin zu fragen.

Frosch ging nun allein in der Stadt umher, und gelangte so auf den Graben, Stephansplatz, kam über den Peter, Hof und die Freiung, bis seine Ohren vom ungewohnten Lärm ermüdet waren; er bog dann ein in die Teinfaltstraße, und kam von dort in jenen melancholischen Stadttheil, wo rings in den Gassen um die italienische Kirche sich eine feierliche Todtenstille verbreitet, die nur bisweilen durch einen schnell dahinrollenden Wagen unterbrochen wird; endlich ging er in die wenig besuchte Kirche hinein, und nachdem er die Frescogemälde, den bethlehemitischen Kindermord u.s.w. betrachtet hatte, setzte er sich an einen verborgenen, dunkeln Platz, theils um auszuruhen, theils auch um seinen Gedanken Audienz zu geben. Und was für Gedanken waren es, die vor seinem geistigen Auge bald wie ein Heer von Gewaffneten, bald wie Dämonen, bald wie Engel im Lichtgewande, bald wieder wie Luftspringer mit allerlei höhnischen und spottenden Gebärden, vorüberzogen? Wir wollen ihn laut denken lassen: „Da bin ich nun in der großen Stadt, im großen Lärm, aber ich habe die große Freude nicht, die ich hier zu finden hoffte. Das Vertrauen auf meine Kunstfertigkeit, die ich zu haben wähnte, ist zu Boden geschmettert; denn die Leute, die ich da fahren und gehen sehe, die scheinen sich wenig mit Bewunderung der Kunst und mit Unterstützung der Künstler abzugeben. Die Augenglasmacher, mit denen mich der Zufall zusammenführte, sind ein Paar Esel, aber gute Kerle, sie reihen sich selber an die Künstler an, und das macht

ihnen eine unschuldige Freude! Keiner hat eine Idee von großen Weltgedanken, von Philosophie! — Wie soll ich mir da in diesem Getümmel eine Bahn brechen, wie ist es möglich, sich da einen Namen zu machen? Wahrlich, ich hätte jetzt nichts gegen das Sterben! Sterben? Sein oder nicht sein, sagt Hamlet — als Knabe wäre ich gerne gestorben, da dacht' ich immer an die lieben Engel, die meine Seele in den Himmel hinauftragen werden, und da war ich so selig, wenn ich beten konnte, und jetzt? Einst hätte ich es mir zur Sünde angerechnet, wenn ich in einer Kirche andere Gedanken gehabt hätte, als fromme — und jetzt halte ich es für eine Thorheit überhaupt, etwas sogenanntes Frommes zu denken. Wann war ich aber glücklicher? Entschieden damals! Aber was beweiset dieß? Daß der Mensch im Wahne glücklicher lebt, als in der Wahrheit! Frosch, sei männlich, lasse Dich von sentimentalen Gedanken nicht anfechten! Was gibt es Wahres in der Welt, wenn nicht Philpsophie, Lebensweisheit! Ist denn ein Wesen über uns, das unsere Schicksale lenkt? Als meine Mutter starb, gab sie mir den Segen und sprach: Max, ich kann Dir nichts Anderes geben, ich habe Dich in Deiner Kindheit beten gelehrt, und ich will für Dich beten — auch dort! Mich bringen diese Gedanken zum Weinen, aber warum schäm' ich mich denn meiner Thränen vor mir selber? Sind sie doch nichts Anderes als die Liebe und das Zartgefühl eines Sohnes für seine dahingegangene Mutter! — Wenn ich auch jetzt zum Malen anfange, so will

ich doch auch dabei lesen, der Born der Weltweisheit soll mir fortquillen aus den Schriften der Dichter und Philosophen, ich muß es zu einem System, zu einem unumstößlichen System bringen, und wahrlich, eher will ich nicht ruhen! — Ohne Gott wirst du unglücklich sein hier und dort, sagte meine Mutter, und dieselben Worte hört' ich wohl tausendmal wiederholt in Schul' und Kirche, warum hab ich nun den Glauben verloren? Göthe, Schiller und ein Heer von Dichtern und Philosophen haben auch nichts geglaubt, und sollten sie sich geirrt haben? Nein, nein, das wäre eine Schande des menschlichen Geistes, so große Geister können dem Irrthum nicht unterliegen! Ich meine, ich bin schon ohne Gott — und ich fühle mich auch unglücklich und elend. Diese Wahrsagung ist in Erfüllung gegangen! Sollte denn wirklich der Katechismus Wahrheiten enthalten? Ei was, ich habe mich ausgeruht, hinaus in den Lärm, in's Getümmel, weg mit der Melancholie! —" Das ungefähr sind die Gedanken eines jungen Menschen, der so unglücklich war, an seinem Glauben Schiffbruch zu leiden. Er nimmt, um sich zu bestärken in seinem Wahne und in seiner Verkehrtheit, wohl große — aber immer gefallene Geister zum Vorbilde, und er will nichts davon wissen, daß zur Erkenntniß der Wahrheit der Wille erfordert wird, und daß der Ungebildete, dem wenig von den Manieren, Thorheiten und Manövern dieser Erdschollenoberfläche bekannt ist, einen bessern Willen haben kann, als der Himmel- und Erdeausmesser, als

der Dichter und Büchermann, denen es am Ende doch nur immer am meisten um das liebe Ich und um die Werthschätzung desselben vor andern Menschen zu thun ist. Er will nichts wissen und hören von den wahrhaft großen Geistern, die in der Kirche gelebt, er sträubt sich mit einem Augustinus u. v. A. Bekanntschaft zu machen, die den Unglauben und sein sophistisches Spiegelgefechte bis in die geheimsten Kammern des Herzens verfolgen, weil durch ihre Lektüre dem Ungläubigen, wenn er auch verstockt bleibt und sich nicht bekehrt, doch das Schwert des Unfriedens tief in die Seele gestoßen wird, so daß das Urtheil was ihn einst trifft, sich vollkommen rechtfertigt, weil er den Fluch des Erdenlebens, dem er durch die Erkenntniß der Wahrheit hätte entgehen können, nicht von sich wälzen wollte.

In Frosch war der unbändige Stolz eines Burschen lebendig geworden, den der Zeitgeist großgesogen hat; er war ohne eigentliche Wissenschaft, denn die erbärmlichen Aphorismen, selbst der größten deutschen Dichter, welche die höchsten Angelegenheiten des Menschen in den Zauberkreis von einigen Reimen hineinbannen wollten, können doch nur von beschränkten oder romangebildeten Köpfen für etwas reell Wissenschaftliches gehalten werden. Wenn Schiller auf die Frage, zu was für einer Religion er sich bekenne, erwiedert: Zu keiner von allen, die du mir nennst; so frage ich, was liegt darin für eine Weisheit? Das ist eine Antwort, die mir jeder lumpige Wirthshausbruder, dem es darum zu thun ist, nach seiner Meinung

fesselfrei, ohne dem Firlefanz von Religion dazustehn, geben kann. Das Nämliche aber kann man auch von vielen andern deutschen Poeten sagen, ohne deshalb ihren Dichterruhm und ihr Dichtertalent anzutasten. Es ist eine vergebliche Mühe, die man sich in neuerer Zeit in mehreren deutschen Journalen gab, den Dichter Schiller aus dem Pantheismus, oder vielmehr aus dem Indifferentismus, (denn der Erstere war zu seiner Zeit noch nicht so ausgebacken, wie heut zu Tage) herauszufechten. Freilich kann man einerseits nicht in Abrede stellen, daß besonders in den Dramen dieses Dichters ein frommes, glaubensbedürftiges Gemüth durchscheine — aber in seinen andern Schriften findet es sich öfter nur zu deutlich ausgesprochen, daß er im Sturme seiner Zeitansichten untersank. Bei Göthe zeigt sich der Pantheismus keck und offen, er weht in schneidendem Mißton durch die Aeolsharfen seiner Lieder, und macht oft, wie ein eisiger Nordwind, die schönsten Blüthen seiner Poesie erstarren. Leichter ist es aus Shakespeare herauszufinden, daß er an die göttliche Offenbarung glaubte, so gut es zu jener Zeit wo das Reformationsfieber Europa erschütterte, angehen mochte; bei ihm findet das Laster keine Verhüllung, nackt und mit kräftigen Zügen gezeichnet steht es da, wie Raphael'sche Studien zu einem historischen Bilde, es ist etwas der Tugend Entgegengesetztes, das die Seele des Menschen zermalmt und aufzehrt, wenn er es geübt hat; bei Schiller, besonders aber bei Göthe ist es mehr ein Abweichen von dem, was man ein-

mal in der Welt als anständig festgesetzt hat, und man sieht nicht recht ein, warum man es meiden soll, wenn man es üben kann, ohne dem Arm der weltlichen Gerechtigkeit oder dem Schlangengezische übler Nachrede anheimzufallen. Obwohl Shakespeare in Bezug auf sein persönlich sittliches Leben im Innern zerrissen war, denn er lebte, von seinem Weibe geschieden, eben nicht als Muster zu London, so hat er doch über den tiefgehenden Wogen der Sünde die Religion aufrecht zu erhalten gewußt, und wagte es nie, sie mit Hohn und Spott anzugreifen. — So viel in Kürze über Dichter, ihren Einfluß auf die deutsche Jugend, und daher auch auf Frosch.

Unser Held begab sich, wie es war verabredet worden, wieder in die Wohnung seiner Freunde, und als er über die Vorstadt Laimgrube ging, schon halb taub von dem fürchterlichen Wagengelärme, wäre er bald von den Rossen eines aufgeschlagenen Reisewagens niedergetreten worden, welcher in ein Hausthor hineinfuhr, an dem er eben vorübergehen mußte. Erschrocken trat er zurück, und blickte in den Wagen, aus welchem das Gesicht einer Dame voll Staunen und Verwunderung ihn ansah — es war das Gesicht Rosa's, der Gräfin Tornasol.

Schon zu Innsbruck am Tage ihrer Vermählung hatten Rosa und ihr Gemahl von Peter gehört, daß Frosch um der Kunst willen sich nach Wien begeben habe; der Graf versprach damals seiner Braut, den talentvollen Jüngling, wenn anders sein Aufent-

halt in Wien erforscht werden kann, zu unterstützen. Die Gräfin, die an der Seite ihres Gemahls in ihr prachtvolles Haus einzog — und so eben von Innsbruck angekommen war, freute sich das Werk der Barmherzigkeit an dem armen Jungen so bald ausüben zu können; sie hatte ihn kaum erkannt, als sie schnell den beim Kutscher sitzenden Bedienten ihm nachsandte, mit dem Bedeuten, wenn der Verfolgte Max Frosch heiße, so möge er sogleich mitkommen. Als der Bediente diese Frage an Frosch stellte, war dieser in einer sichtlichen Verwirrung — er hatte es jedoch schnell zu einem Entschluß gebracht, er sagte: Ich heiße nicht so, wer läßt darnach fragen? Der Diener erwiederte: Die Gräfin Tornasol. Frosch ging mit den Worten weiter: Ich kenne sie nicht, und habe Eile! — Kaum hatte Frosch dieß Wort ausgesprochen, als er sich eiligen Schrittes entfernte, Thränen standen in seinen Augen, halb aus Rührung und halb aus Zorn über seinen Stolz und seinen Hochmuth; bald aber beschwichtigte er sich, als ob er recht gehandelt hätte, und murmelte vor sich hin: Lieber zu Grunde gehen, als aus Gnaden leben! denn er ahnte es, daß man ihn unterstützen wolle. Rosa hatte ihrem Gemahle die schwärmerischen Anfälle des jungen Malers mitgetheilt, und das war für den edlen Grafen nur um so mehr Aufforderung, sich zum Mäcen des verunglückten Amoroso zu machen. Frosch aber wollte nicht, und somit war's aus!

Er traf zu Gumpendorf seine Freunde, machte mit ihnen Nachmittags einen Spaziergang nach Schön-

brunn, und schrieb Abends an Thomas Rund, dem er zu schreiben versprochen hatte, folgenden Brief:

Lieber Freund!

Den — Juni kam ich hier an, um da eine ziemliche Zeit meines Lebens zu verhauchen, vielleicht auch, um da zu sterben. Gutes und Schlechtes ist mir auf der Reise und auch schon während meinem eintägigen Hiersein widerfahren, kurz, ich bin zum ersten Male in die Fremde gekommen. Gesehen habe ich, daß günstige Eindrücke von außen keinen Philosophen zu bilden vermögen, und ihn, wollte er es auch sein, nicht prüfen können. Stürme müssen da wüthen, und Blitze ober seinem Haupte schwirren, und steht er dann ruhig da, zittert er dann nicht kleinmüthig, vermag er es dann noch, seinen Frohsinn, seine Weltverachtung aufrecht zu erhalten, so gebe man ihm den wohlverdienten Namen eines Weisen. Denn nicht Jenen gebührt er, die ganze Tage und Nächte bei Büchern zubrachten, und die auf schäbigen Lumpen ihre Weisheit suchen, nicht Jenen die mit Eselshäuten von Magisterdiplomen sich bepanzert haben, und diese Rüstung für so kraftvoll halten, wie den undurchdringlichen Schild des Achilles, nicht Jenen, die etwas erlernen, um etwas zu essen zu haben, sondern nur dem, der aus reiner Gesinnung, und bloß nur um der Weisheit willen die Wissenschaft pflegt. Und was von der Wissenschaft, das mag auch von der Kunst seine Geltung haben. Wenn ich etwas male, so werde ich es mir wohl abkaufen lassen, aber ich werde nicht malen

um des Geldes willen. Lieber Rund, glaub' es mir, wenn man hier nicht bekannt ist, so ist es recht herzlich langweilig — was nützen mir die vielen Häuser und die wogende Menge, wenn ich Niemand habe, dem ich mich mittheilen kann? Wenn Du nur künftigen Herbst kämest, um hier Deine Studien fortzusetzen — oder was noch besser wäre, den ganzen Studienquark auf die Seite zu legen und Dich der Kunst zu weihen. Du hast Geld vom Hause, bei Dir darf die Kunst nicht nach Brot gehen. Wir wollten recht gute Freunde sein, wie wir es schon lange waren, und ich weiß gewiß, du würdest auch philosophische Weltansichten annehmen. Lasse mich wissen, wie es bei Euch zugeht, und was meine Bekannten machen. Ist Sperber noch immer so dumm? Reibt sich Morpl noch immer die Handknöchel wund, wenn er seine Lektion hersagt? Deklamirt Stiglitz noch fleißig und meint, an ihm sei ein Theaterkerl verdorben? Wenn wer fragt, wie es mir geht, sage nur: Recht gut — im Grunde geht es mir auch nicht schlecht, und überdieß, wozu sollte man sich von den Jungens auslachen lassen? Sie würden sagen, wenn sie erfahren würden, daß es mir nicht ganz extra gehe: Geschieht ihm recht, dem Narren, warum meinte er, in Wien fliegen die gebratenen Vögel auf der Gasse herum, und warten auf ihn, bis er seinen Rachen aufsperrt. O, die Welt ist schlecht! Grüße mir Deine Eltern und schreibe recht bald und recht viel.

Deinem Max.

Drei Wochen darauf erhielt Frosch von seinem Freunde eine Antwort; denn Rund war noch immer sein Freund, obwohl er schon lange mit seinen philosophischen Ansichten nicht harmonirte. Er hatte Gelegenheit, öfter in die Gesellschaft religiöser und wissenschaftlich gebildeter Männer zu kommen, mit denen er jederzeit frei über das sprechen konnte, was ihm am Herzen lag, und so geschah es, daß durch den Gifthauch der Zeit die schönen Blüthen geistigen Lebens an ihm nicht zerstört wurden, wie solches an einer großen Anzahl junger Leute, die sich dem Studium widmen, zu geschehen pflegt. Dieß war nun das erste Mal, daß sich Rund mit seinem Freunde brieflich unterhalten sollte, und das ist, wie bekannt, eine ganz andere Unterhaltung, als eine mündliche. Man kann das geschriebene Wort unter's Mikroskop der Kritik stellen, wie eine erhaschte Mücke, während sich das gesprochene Wort so wenig genau und auch nach der Zeit betrachten läßt, als ein in den Lüften vorbeisegelnder Vogel. Als die Freunde sich früher besprochen, geschah es öfter, daß Max mit dem vagen, vielbedeutenden Worte Philosophie herumwarf, unter dem er nichts Anderes verstand, als alles Bestehende zu bezweifeln und zu verwerfen, damals wurde er aber von Rund ausgelacht — denn der hatte dieselben Bücher gelesen, nur mit dem Unterschiede, daß er von seinen klugen Rathgebern erfuhr, was er von ihnen und ihren Autoren zu halten habe. Diese Bemerkung dünkte uns

nöthig, um folgendes Schreiben an Frosch verständlich zu machen.

Lieber Frosch!

Ich hoffte in Deinem Briefe recht viel Merkwürdiges und Lustiges von Wien zu hören, aber wie sehr hast Du mich enttäuscht. Frosch, lasse es Dich nicht verdrießen, aber ich habe Dir immer die Wahrheit gesagt, ich werde sie Dir auch jetzt wieder sagen, Du weißt wie ich Deine andern Talente achte und zu würdigen verstehe, aber in Bezug auf Philosophie magst Du mir immerhin Deine Phrasen vortrommeln, ich halte Dich deßwegen (nota bene in dieser Beziehung) doch für einen E—. Fahre nicht durcheinander über den Gedankenstrich, und erinnere Dich, daß ich jenes verhängnißvolle Wort, welches er birgt, Dir oft in's Gesicht sagte. Ich wollte es nicht niederschreiben, weil eine Beleidigung, die für die Ohren nur momentan ist, dann für die Augen eine perpetuirliche wird. Du schimpfst über Doktoren, ich will Dir sagen warum: weil Du überall Deinen Maßstab nimmst, und das ist sicherlich nicht recht. Dem Künstler und dem Schriftsteller wird wohl ein Zeugniß irgend einer Kunst- oder Gelehrtengesellschaft wenig nützen, denn der Maler muß sich sein Kunstzeugniß selber auf die Leinwand ausstellen, der Bildhauer muß sich selber seine Monumente aus dem Stein herausschlagen, und der Autor muß sein Diplom sich selber schreiben, — aber wie Viele können nützlich und segensreich wirken, ohne daß sie Künstler oder Autoren zu sein brauchen. Der Leh-

rer, welcher über irgend einen Gegenstand ein Jahr lang reden soll, muß seiner Sache gewiß sein, er muß sich daher auch prüfen lassen, um sich ein Zeugniß zu erwerben; wenn nun ein solches Zeugniß für irgend einen Menschen über eine vielgliedrige Wissenschaft mit all' ihren Nebenzweigen ausgestellt wird, was findest Du darin Arges oder Thörichtes? — Wenn auch bei solchen wissenschaftlichen Kämpfen der Oppugnirte schon wochenlang das Pflaster im Sacke herumträgt, welches er auf die Wunde pappt, die ihm von einem Opponenten verabredeter Maßen geschlagen worden, so hatte er doch schon früher manch gefährlichen, rigorosen Strauß zu bestehen gehabt, bei dem er nicht wußte, woher die Hiebe kommen und wohin sie fallen werden. — Warum nennst Du die Schulstudien jetzt einen Quark, da Du sie nicht mehr betreibst? Frosch, sei nicht partheiisch, sondern unpartheiisch! Wenn Du diese Zeilen liesest, wirst Du Dir vielleicht denken: das altkluge und verständig sein sollende Zeug, was mir Rund da zusammenschreibt, hat er sich bei R— oder G— geholt; ich gebe Dir aber die Versicherung, daß es meine eigene Meinung ist, die ich ausgesprochen habe. Doch genug der Mahnung. Hier ist Alles im Alten. Ich thue mir etwas zu Gute darauf, daß mir das kleinstädtische Treiben lächerlich vorkommt, eh' ich noch das großstädtische kenne und versucht habe. Ich habe den Ruf Deiner Kunst schon anticipando unter Deinen ehemaligen Kollegen verbreitet, ich sagte, Du habest durch Deine ersten Bilder, die Du von

hier mitgenommen, schon das Lob von Kennern eingeerntet; über diese Nachrichten lächelten Viele neidisch, einige sagten: Wird auch was Wahres d'ran sein! und Andere: Ei, wer hätte sich das von Frosch gedacht! Sieh' jetzt nur zu, daß Du meine Vorhersagung nicht zu Schanden machest! Vielleicht sehe ich Dich noch dieses Jahr — aber ich kann Dir nichts Gewisses versprechen. Was Deine Weltansichten anbelangt, so fürchte ich, daß sie Dich am Ende liederlich machen, ich könnte Dir über diesen Punkt mehr schreiben, aber ich hoffe, Du wirst selber zu einer besseren Einsicht gelangen. Lebe recht wohl.

Siebenzehntes Kapitel.

Frosch verwildert. Wie Frosch oft in's Lerchenfeld geht, und was dort für wichtige Dinge vorfallen.

Gehe nun der Klang der ungezähmten Mäuler von der Wiennstadt wie er will, quacksen doch auch die grünhosende Frösch mit aufgespannter Pfundtgoschen den Himmel an, so sie nur daran ein trübes Wölkel erblicken.

Abraham a S. Clara. Merks Wien!

Schon ist Frosch ein ganzes Jahr in Wien, und hat nach seiner Ansicht ein ganz geniales Leben geführt — er wohnte als sogenannter Bettgeher einmal hier, einmal dort, größtentheils aber um die Gegend von Neulerchenfeld herum, wo er noch recht oft mit seinen Berliner Freunden zusammenkommt, denn im Lerchenfeld ist wohlfeiler zu zehren, als in der Stadt, und das Dorf selbst liegt knapp an der Linie; wer also keine eigene Haushaltung führt, nicht gut bei Kasse ist und nicht weit davon wohnt, der wird, wie man sich leicht denken kann, auch den zeitweiligen Besuch desselben nicht verschmähen. Bisweilen geht er auch einsam in eine Schenke, setzt sich zu irgend einem Tisch und hört das dumme Zeug an, was die Leute zusam-

menschwatzen, es freut ihn heimlich, daß er gescheidter ist als seine zufällige Gesellschaft, obwohl er eben nicht Ursache hätte, sich darauf etwas einzubilden. Er hat schon einige treffliche Landschaften gemalt, da er aber zu stolz war, mit einem ordentlichen Kenner oder Käufer eine Bekanntschaft anzuknüpfen, so verkaufte er sie in den Tagen der Noth und des Geldbedarfes an Bildertrödler, die ihm den zehnten Theil von dem gaben, um was sie dieselben verkauften. Oft ging Frosch auch wochenlang in den Gebirgen und Wäldern, welche in der Gegend der Residenz sind, umher, oft schlief er da unter freiem Himmel, oder in Steinhöhlen, und blieb tagelang ohne Nahrung; seine äußere Gestaltung gewann wenig durch diese extravagante Lebensweise, denn es war im Sommer nichts Seltenes, auf seinem Haupte Moos, Holznadeln oder Blätterstiele zu sehen, und wie sollte der, welcher sich oft nicht die Mühe nahm etwas zu arbeiten, um seinen Mund zu stopfen — wie sollte der sich erst um die Offenheiten seines Rockes gekümmert haben? So, mit sich selbst und mit der ganzen Welt zerfallen, innerlich und äußerlich zerrissen, trieb er öfter aus langer Weile Poesie, wie dieß übrige Blätter seines Tagebuches ausweisen. Er verhöhnte sich aber dabei bisweilen selber, und züchtigte seine Faulheit, die mit Stolz im Bunde, Ursache seiner Armuth gewesen.

Fliegende Blätter aus Frosch's Tagebuch.

Die Blüthentage wollen nicht verweilen,
Dem Bächlein gleich am Rosenuferrande,
Seh' ich dem Jugendthale sie enteilen
In der Erinn'rung nebelschwere Lande.
Kein Bleiben ist für uns auf dieser Erde
Die Zeit entfliehet im gemess'nen Wallen,
Der Mensch mit ihr, sie bleibt und er muß fallen;
Es ist sein Fluch, daß er zu Staube werde.

Ich gehe gerne in die Todtenhallen,
Zu sehen was vom Menschen übrig bleibt,
Vertraut will ich mit dem Gedanken werden:
Du wirst, wie Diese hier, zu Staub und Erden.

Lebe wohl, du süßer Mai!
Ziehe, wie die Sternenmenge,
An dem Dom der Nacht vorbei,
Höhnend meiner Klaggesänge,
Wie die Sterne sind gesunken,
Wenn die Sonne Gluthen strahlt,
Zieh'n auch meine Hoffnungsfunken
Weit von mir und leuchten kalt.

Gleichwie der leichte Stein wird schwer im Fallen,
So gibt die Uebung auch die Meisterschaft;
Und wie das Brennglas matte Sonnenstrahlen
Im Feuerbüschel sich zusammenrafft,
Daß sie auf Einen Punkt hin sengend glühen,
So kräftigt sich der Geist im eig'nen Mühen.

In der Jugend kühnem Wagen,
(Spielt auch ich oft wonnetrunken,)
In der Zukunft Traum versunken
Mit der Freude gold'nen Tagen.
Auf der Hoffnung grünen Zweigen,
Die nie brechen, sich nur beugen
Wiegte sich der Knabe süß,
Wie ein Vogel im Paradies!
Ach, der Zweig, der brach entzwei —
Wozu nun Vogel Dein Geschrei?
Nur fort auf leichten Rüderlein!
Nur fort in blaue Lüfte,
Wüßt' ich nur grüne Zweigelein,
Wie ich da muthig schiffte!
Frosch! Frosch! mir scheint du kommst auf keinen grünen Zweig mehr!

Entschlummert sind schon lang der Lyra Töne,
Und wenn die Seele in Gefühlen schwebet,
So hat sie nicht zum Liede sich belebet,
Nicht zum Gesang, dem ich mich fast entwöhne!
Gibt es denn Höheres im Erdenwallen,
Als eines Sängers Hand sich überlassen,
Mit ihm zu wandern in der Vorzeit Hallen,
Mit ihm zu lieben und mit ihm zu hassen?
Der schaalen Gegenwart wird man entzogen,
Die Dichtung trägt uns fort auf Nebelwogen,
Dann kommen Zauberträume mannigfalt
Umfangend uns mit lieblicher Gewalt;
Die Flur der Phantasie wird aufgeschlossen,
Auf der der Dichtung goldne Blüthen sprossen,
Die Mancher höhnt in seinem dummen Stolze,
Denn Stolz und Dummheit wächst auf Einem Holze

Bin ich nicht ein Narr und ein Tollhans, daß ich mich mit diesen Morgen- und Abendrötheleien, mit dem Bach- und Quellengewäsche abgebe, und auf Fluren- und Blumen Bewunderung verlege, die mich nicht sättigt — nur einige Gewerbe haben etwas von der Blumerei, das sind die Apotheken, die Dürrkräutler und die Gärtner, denn besonders die ersten bekommen für eine papierene Düte voll dürrer Blumen mehr, als der Dichter für einen großen Druckbogen voll frischer und blühender.

Wenn Dich die Leute erzürnen,
Fliehe hinaus in den Wald,
Wohl Dir, wenn Du kannst finden
Trost für der Schmerzen Gewalt:
Hast du unglückliche Liebe,
Klage den Bäumen Dein Leid,
Zeigen sie Dir auch kein fühlend Gesicht,
Nun — sie verlachen Dich wenigstens nicht.
Hast Du einmahl ein Glück gemacht,
Oder Verdienst Dir erwerben:
Gehe hinaus auf die grüne Flur,
Jauchze, verkünd' einem andern Frosch Deine Freuden
Er wird zwar nichts von Deinem Jubel verstehn,
Aber er wird Dich auch nicht beneiden.

(Schluß der Tagebuchfragmente.)

Dieß führten wir an, um über den Gemüthszustand unsers Helden einigen Aufschluß zu geben; wir hätten noch mehr aus den zerstreuten Blättern aufsammeln können, wenn es uns nicht darum zu thun

gewesen wäre, den Verdacht satyrischer Leser zu beseitigen, welche bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich sich der Meinung hingeben, es sei dem Autor nur darum zu thun, die fliegenden Blätter jugendlicher Poesiesünden im Schreibepult aufzusammeln, um sie, da es nicht möglich ist, für solche Waare, welche die Welt ohnehin überfluthet, einen Verleger zu finden, auf den Helden seiner Geschichte aufzuladen, welchen der Tadel minder schwer zu treffen vermag, als den unglücklichen Dichter selbst.

Frosch wohnte eben bei einem Seidenwebergesellen in der Kammer (denn, so wie früher schon bemerkt wurde, war das Wohnungwechseln bei ihm nichts Seltenes), als Morgens 9 Uhr an einem Montage der Fabrikant Falkensteiner erschien, für welchen der Geselle arbeitete; nachdem dieser sein Geschäft, welches im Nachsehen bestand, abgethan hatte, entspann sich zwischen ihm, dem Gesellen und dem Weibe desselben folgendes Gespräch.

Falkensteiner. Wie wurden diese beiden Fenstertafeln zerbrochen? Durch die Scherben, welche auf die Seide fielen, scheinen eine Menge Fäden abgeschnitten zu sein?

Das Weib. Das hat unser sauberer Kumpan von Bettherrn angestellt; er ist schon drei Wochen bei uns, und kam nie vor 11 Uhr Nachts zu Hause, gestern war nun ich und mein Mann zufälliger Weise auch fort, wir gedachten um 9 Uhr zurück zu kommen, als wir erscheinen, sehen wir diese Verwüstung; da er-

zählt die Nachbarin, daß der Maler, um in seine Kammer zu kommen, die Fenster vom Gange aus zerschlagen habe, und wie ein Dieb eingestiegen sei; ich stürmte sogleich in seine Kammer und fand ihn im Bette liegend, ich las ihm nun eine Weile die Leviten, und kündete ihm nun das Logis auf, er hat ohnehin noch keinen Kreuzer Miethe bezahlt, so lang er da ist — der Lump hörte mich eine Weile an, endlich aber warf er mir das runde Farbenbrettl, das er in der Nähe liegen hatte, an den Kopf, daß mir die stinkige Schmiere über's Gesicht und auf ein neues Halstuch kam; das Tuch ist rein verloren, aber ich werde ihm helfen — ich geh' zur Polizei, das brauch ich mir nicht zu gefallen lassen.

Der Geselle. Ja Weib, da hast Du Recht, das lassen wir uns nicht gefallen.

Falkensteiner. Könnt ihr mir vielleicht etwas sehen lassen von seiner Arbeit? Was mahlt er denn eigentlich?

Geselle. Landschafteln.

Das Weib. Ja, schöne Landschafteln! Das Lerchenfeld ist sein einziges Landschaftel, da sitzt er den ganzen Tag draußen, und Nachts kommt er immer bemahlt heim! Das wäre eine schöne Wirthschaft!

Frosch (von innen, er liegt noch im Bette und hat das ganze Gespräch mit angehört). Jetzt ist es Zeit ihr loses Volk, daß ihr mich ungeschoren lass't, sonst komm' ich hinaus, und schlag' euch allen Plunder zusammen! Wenn ich eine Kammer miethe, so

muß ich zu jeder Stunde freien Eingang haben. Verstanden?

Der Fabrikant, welcher sah, daß der Verunglimpfte, theils nach dem Berichte über ihn, theils auch nach seiner eigenthümlichen Redeweise zu urtheilen, ein Original sein müsse, war jetzt noch begieriger, die Arbeiten des jungen Mannes zu sehen, er trat also, den aufgebrachten Helden durch gute Worte besänftigend, in Frosch's Schlafstube, und bat ihn um die Erlaubniß, ein Paar noch nicht vollendete Bilder, die ihm sogleich in die Augen fielen, betrachten zu dürfen. Frosch, der bald sah, er habe es mit einem artigen, gewandten Manne zu thun, stimmte sich so viel er vermochte, zur Höflichkeit, und erwiederte: Meinetwegen, schau'n Sie an, was Sie wollen.

Falkensteiner war ein Kunstkenner, er bemerkte sogleich das entschiedene Talent seines Mannes, und beschloß bei sich, den Maler durch Unterstützung zu größerem Fleiß und zu einem geregelteren Leben zu bringen. Er fragte ihn: Wo pflegen Sie gewöhnlich zu speisen? Wenn ich Geld und Hunger habe, im nächsten besten Gasthaus, wenn es mir aber an Einem dieser Beiden fehlt, so esse ich gar nichts; übrigens muß ich gestehen, daß es mir an Geld mehr, als an Hunger mangelt.

Wollen Sie vielleicht bei mir mit einer Hausmannskost vorlieb nehmen? Meinen Sie aber nicht, daß ich Sie dadurch miethen und abnützen will, wenn

Sie für mich etwas arbeiten, so werde ich es Ihnen überdieß bezahlen.

Frosch antwortete: Das kann ich schon thun, wenn Sie erlauben, aber ich bitte um ihre Adresse. — Sie wurde ihm verabreicht, und Falkensteiner schied mit den Worten: Ich erwarte Sie also heute um 12 Uhr.

Der Mäcen säumte nicht, seinen Schützling mit Kennern, Künstlern und Bildersammlern bekannt zu machen, über sein entschiedenes Talent herrschte nur Eine Stimme, und er hätte Arbeit, Ehre und Verdienst mit einander bekommen, wenn er das Arbeiten nicht zu sehr gescheut hätte. Auf Zureden gab er die oft besprochene Rumpelhauser-Ansicht, welche er herrlich durchgeführt hatte, in die Kunstausstellung; schon einige Tage nach ihrem Beginne stand auf einem in den Rahmen geschobenen Papiere: Angekauft von Graf Tornasol.*) Ein Paar Tage darnach erhielt Frosch in einem Couverte ohne weiterer Zuschrift als seine Adresse — eine Hundert-Gulden-Banknote. Der Fabrikant bekam nun den guten Frosch durch ein Paar Monate nicht zu sehen; endlich erschien er einmal wieder, und sagte: er sehe wohl ein, daß er es nicht verdiene unterstützt zu werden, weil er, ohne eine Meldung zu machen, so lange ausgeblieben sei. Auf die Frage: Was haben Sie denn während der Zeit gemacht? gab er zur Antwort: Ich

*) Der Preis wurde der Ausstellungs-Direction bezahlt, welche ihn dem Mahler einhändigte.

machte meine sogenannten faulenzerischen Studien, d. h. ich studirte die Natur ohne den Pinsel in der Hand zu haben, denn Sie werden wissen, daß der Mahler um zu arbeiten, eben nicht vor der Staffelei zu sitzen braucht. Ich habe schon von ihrem Studium vernommen, entgegnete Falkensteiner. Sie sind jetzt wahrscheinlich im Begriffe, was in Wirthshausgärten gepflanzte Roßkastanien anbelangt, alle ihre Vorgänger zu übertreffen? Frosch merkte den Tritt. Der Fabrikant hatte nämlich durch einen Zufall erfahren, daß der Mahler ganze Nachmittage und Abende in Lerchenfelder-Gartenlocalen zubringe, wo er, nach seiner Aussage, die Natur studierte, wohl ohne den Pinsel, aber nicht ohne das Bierglas in der Hand zu haben. Als Frosch sah, daß es mit den Lügen nimmer gehe, so begann er seine regelmäßigen Bierbesuche auf eine andere Weise zu entschuldigen. — Gehen Sie einmal mit mir, sprach er zu Falkensteiner, und Sie sollen Leute kennen lernen, die Ihnen gewiß einige vergnügte Abende verschaffen. — Nun gut, ward ihm zur Antwort, ich will gleich heute die Reise mit Ihnen antreten.

Frosch hatte einen großen Sinn für das Komische, Humoristische und Burleske, mochte er es unter was immer für einer Form antreffen. War er nun bei Casse, und litt eben an der Arbeitsscheu (er pflegte aber stets an dieser Krankheit zu leiden, so bald er bei Casse war), so ergötzte er sich auch gerne am Zusehen der lebendigen ungezwungenen Komödien, welche

originelle Charaktere aus dem Handwerksstande in der Scenerie eines solchen Gartens aufzuführen pflegten.

Als sie in einen, von Frosch bezeichneten Garten kamen, zeigte sich ihnen alsobald ein Mann zwischen 50 und 60 Jahren, ziemlich gut gekleidet, der bei einem Tische das große Wort führte; und wie der hinkende Teufel zu Madrid dem Studenten, so diente Frosch Herrn Falkensteiner als vorläufiger Erklärer. Sehen Sie, sagte er, dieser Mann ist ein Schustermeister, sein Geburtsort ist Wien, er spricht aber immer wie ein Ausländer, er diente in den Kriegsjahren als Feldwebel in einem Corps von Freiwilligen; daher kommt wohl meistens seine militärische Haltung und sein komandirendes Pathos. Leute, die ihn kennen, sind ihm zuwider, er zieht daher, sobald er in einer Schenke bekannt geworden, wie ein Zugvogel in eine andere. Sein gegenwärtiger Erwerbszweig besteht in einem ausgedehnten Pantoffelhandel (aber nicht von Originalpantoffeln, sondern von solchen, die aus zerrissenen Stiefeln adjustirt werden; man nennt dieß Handelsprodukt im Wiener Jargon: Hatschen). Von seinem Geschäfte spricht er nur, wenn er zu viel getrunken, denn dann pflegt die Wahrheit die Lüge zu verrathen. Im nüchternen Zustande läßt er sich nach Laune (von Unbekannten) gerne für einen Polizeikommissär, oder auch für einen Hauptmann in der Armee halten *). Zu Hause soll er fromm sein, wie

*) Vom Lieutenant aufwärts ist dem Militär zu Wien außer dem Dienste die Civilkleidung gestattet.

ein Lamm; er fügt sich daselbst, der Subordination gemäß, dem Kommandoworte seiner Gattin. Doch eben fängt er zu reden an; er sieht heute fast lauter Fremde an diesem Tische, dieß dient ihm als Aufforderung, tüchtig loszulegen.

Eben hatte Einer der Gesellschaft vom Schuldenmachen und Nichtbezahlen gesprochen, als ihn der Schustermeister mit einem gewaltigen Räusperer unterbrach, und begann: Was wollen Sie, meine Herren, da hab' ich eine Gothl (Pathe), die kommt vor vierzehn Tagen zu mir, und will Geld. Ich kann meinen Bekannten nichts abschlagen, und frage kurz: wie viel? Herr Göth (der männliche Pathe), sagt sie zu mir, mit hundert Gulden, versteht sich Münz', wär' mir geholfen. Ich sage zu meinem Weib: Du Frau, mach' die Lad' auf, und gib ihr die hundert Gulden; denken Sie sich, das ist jetzt 14 Tage, in dieser Zeit versprach die Figur mich zu bezahlen; was geschieht? Heute kommt sie und begehrt nochmal hundert Gulden. Ich sage wieder ganz geduldig zu meinem Weib: Du Frau, die da will schon wieder hundert Gulden! Geh', mach' die Lad auf, rechts vorne liegen die Hunderterpackeln, gib ihr ein's; aber Gothl, sagt' ich ihr, daß Sie mir nimmer um Geld kommt, denn ein Paar Mal laßt man sich so was gefallen, aber nur nicht zu oft.

Bei dieser Erzählung, wo die hundert Gulden (die offenbar ein Phantasiestück gewesen) immer mit ganz besonderem Nachdrucke ausgesprochen wurden, zuckte bisweilen selbst über das Antlitz des Schuster-

meisters ein ungläubiges Lächeln, dieß wurde aber gewöhnlich mit einem Windstoß aus der Nase abgeleitet, worauf sich alsbald das Gesicht in ernste, strenge Falten legte. Als Einer von der Gesellschaft ein Wort über Philosophie fallen ließ, rief ihm der Schuster mit einer Stentorstimme zu: Was wollen Sie haben? Ich sage Ihnen, ich kenne die Philosophiäh, und die Ortographiäh, und die Tetzographiäh, und alle Phiäh die Sie nur haben wollen; damit kommen Sie mir nicht auf! In diesem Tone fuhr er fort, noch einige Erzählungen abzuwinden, und wenn er durch Lärmen auf Nachbartischen unterbrochen wurde, pflegte er zu rufen: Still' da, ich trinke Gulden, ich trinke nie andern, als Gulden *).

Frosch, der nun schon im Zuge war, seine eigene Liederlichkeit durch das Beobachten der Liederlichkeit oder Originalität Anderer zu entschuldigen, führte bei Gelegenheit seinen Wohlthäter auch in andere Schenken, z. B. in solche, wo Niemand hinkommt, als Bettler, und wo Jeder, der einen guten Rock oder ein honettes Aeußere hat, mit scheuen Blicken gemessen wird. Dort zählen diese gemüthlichen Leute ihren täglichen Verdienst, essen Abends Braten und trinken

*) Eine im Lerchenfelde ihres hohen Werthes wegen, (24 kr. C. M. oder 1 fl. W. W. die Maß) ungewöhnliche Weingattung. Die Weine werden in den gewöhnlichen Schenken mehr nach ihrem Preise, als nach der Gegend, wo sie wuchsen, genannt; denn der auf einem Tariff angegebene Preis ist etwas Gewisses, die Gegend etwas Ungewisses.

Wein, und unterhalten sich recht gut unter einander. Wer sollte ihnen auch diese einzige vergnügte Stunde des Tages nicht gönnen? Ist es doch schon traurig genug, betteln zu müssen! Gewöhnlich sind diese Leute schlaue Füchse; erdichtete Krankheiten werden hier, wie es in andern großen Städten geschieht, selten angewendet, ein siecher, wankender Gang ausgenommen, der aber oft, wegen der zu häufig genossenen magenstärkenden Essenzen, mehr Wahrheit als Dichtung ist.

Die Schlauheit dieser Helden, welche mit der Unschuld neugeborner Kinder, die das Licht der Welt erblicken, die Hände aufthun, sobald sie bei einer Thür hineinkommen, wird dadurch in Anspruch genommen, daß sie von der Polizei aufgegriffen und eingesperrt werden, wenn sie sich in ihrem Gewerbe ertappen lassen. Sie pflegen daher auf der Gasse (besonders in den Vorstädten) wie Kommissionäre, oder Leute, die dringende Geschäfte haben, schnell zu gehen, ehe sie in ein Haus treten, betrachten sie die Nummer, und blicken in einen Zettel, als ob sie nachsehen wollten, ob es auch die richtige ist, und sind sie mit den Wohnparteien fertig, so suchen sie ein anderes ferneres Haus auf, aber ja nie das nächste; bei alledem ist die Eintheilung schon so getroffen, daß sich die Bewohner keines Hauses beklagen können, als ob ihnen Gelegenheit mangelte, das Werk der Barmherzigkeit auszuüben.

Auf Falkensteins Zureden arbeitete Frosch den Tag über, und verwendete nur den Abend zum Besuche der Lerchenfelder Originaliensammlungen, die

sich von anderen Sammlungen dadurch unterscheiden, daß sie sich selber sammeln, und daß sie dem, der sie unter seinem Dache hat, reichliche Zinsen tragen. Einmal versprach Frosch seinem großmüthigen Kostgeber, ihn mit mehreren Kunstgenossen bekannt zu machen, die er im gitterumzäunten Eldorado der Gärtnergasse aufgestöbert hatte. Wirklich fanden sich da junge Maler ein, deren wallendes Haupthaar sammt obligaten Schnurr- und Knebelbärten die Jünger der Kunst von außen bezeichnete. Nicht lange war die Gesellschaft in lebendiger Unterhaltung gesessen, als ein Paar elegant gekleidete Herren den Tisch vorübergingen, Falkensteiner machte die Maler auf Einen derselben aufmerksam, indem er ihnen halblaut zurief: Sehen Sie, der Größere von diesen Beiden ist der Dichter Crayon, wollen Sie ihn bei uns haben? Ich kenne ihn, und werd' ihn herbringen. Frosch wollte eben sagen: Wir können ohne ihn auch leben, als Crayon seinen Namen nennen gehört hatte, sich umsah, und bald Falkensteiner erkannte, mit welchem er in seinen Jugendjahren öfter zusammen kam. Ah Freund Falkensteiner, bekommt man Sie auch wieder einmal zu Gesichte? Das ist schön, da heraußen muß man seine Leute suchen! — Bald war für die neuen Ankömmlinge Platz gemacht, Crayon hatte eine große Freude, als er Frosch erkannte, warf ihm aber seinen Stolz vor, der ihn abhalte, seine wohlwollenden Tiroler Freunde zu besuchen. Als Crayon sah, wie Frosch durch diese Anrede in Verlegenheit kam, lenkte er das

Gespräch bald auf etwas Anderes, so daß die Unterhaltung allgemein wurde. Der Dichter hatte sich schon für Possen, bei Phantasietrockenheit, in Gasthäusern manchen guten Einfall geholt, und das hatte auch sein heutiger Besuch beabsichtigt. Ein junger, schmächtiger Künstler, der bei einer großen Geistlosigkeit einen eben so großen Hang zur Satyre besaß, welche Letztere ihm, nach seiner Ansicht, den Schein eines Geistinhabers geben sollte, unternahm es, anf Crayon stichelnd, über Poeten und Poetaster loszuziehen. Einige seiner Kollegen, die mehr mit den Ingredienzien einer guten Lebensart gesegnet waren, baten Crayon, er möge etwas auf den flaumigen Schnurrbart seines Beleidigers improvisiren — so hofften sie den kecken Jüngling zum Schweigen zu bringeu. Crayon entgegnete, er könne so etwas nicht ohne Einverständniß des zu Besingenden unternehmen; der aber erwiederte auf diesen Einwurf sogleich bitter: Nur zu, nur zu Herr Crayon, es wird nicht so viel Witziges zu Tage kommen. — Meine Herren, fragte Crayon, um ein wenig Zeit zum Nachdenken zu gewinnen, wollen Sie etwas im neuen, oder im alten Style hören? Neu und alt, tönte es von allen Seiten. Und Crayon improvisirte:

Es kauft sich Herr von Stachs
Um einen Pfennig Wachs,
Und wichset seinen Flachs,
Daß er ihm besser wachs'.
So dichtete Hans Sachs.
Gefällt Dir's nicht, nun — besser machs!

Bravo! Nun im neuen Styl!

Ein dünnes Bärtlein, seiner Unkraft Zeichen
Schwebt ob dem Lippenpaar, dem kränklich bleichen,
Als wie die Fittige an Sperlings Jungen
Die sich mit Mühe erst dem Ei entrungen!
Und wie der Vogel schifft in Aetherswogen
Getragen vom Gefieder hoch empor,
So wird ob seinem Schnurrbart aufgezogen
Der Jüngling in der Freunde frohem Chor.
Es schwebt manch' Wesen zwischen Sein und Scheinen,
Man weiß nicht: ist es, oder ist es nicht?
So geht's uns mit dem Bärtchen, mit dem kleinen,
Wir reden wohl davon, doch seh'n wir's nicht.

Der Besungene wurde ausgelacht, und ärgerte sich, wie sich jeder Dummkopf ärgert, der sich mit einem Witzkopf in ein Gefecht einläßt. Nachdem eine Menge derlei Schnacken vorfielen, nachdem viele Lotteriejungen, die 10, wohl auch 20 Loose zu Einem Groschen, Orangen und Tabakspfeifen, Mohnkuchen und Zuckerhämmer, Hühner und Eßlöffel und andere derlei Prätiosen ausspielten, fortgeschickt waren, kam endlich eine Erscheinung ganz eigener Art, wie man sie hier wohl häufig in Kunst- und Wachskabineten, aber noch nicht auf dem Rücken herumgetragen, zu sehen bekam — nämlich ein Trommler-Automat. Ein stämmiger Bursche trug ihn auf den Rücken, und wählte zu seiner Production einen freien Tisch; nach seiner Versicherung war dieß ein Trommler, den die höchsten Herrschaften in ganz Europa bewunderten, und über dessen innere Maschinerie sich die Professoren aller deutschen Universitäten den Kopf zerrissen; ein Trommler der nicht nur beim Trommeln Augen und Mund

bewege, sondern auch zwei Klafter lang vorwärts, und, nachdem er auf das Kommando: Rechts um! sich gedreht, wieder rückwärts gehe. Die Knaben, welche ihre Aeltern, um sie an die freie Luft zu gewöhnen, oder vielleicht auch, um sie unter ihrer eigenen Obsorge zu haben, in's Gasthaus mitnahmen, umringten bald den Wundermann, und warteten auf seine Experimente. Frosch hatte kaum von seinem Sitze aus eine Weile auf den Herrn des Trommlers gesehen, als er bei sich sagte: Meiner Treu', wenn ich ein Türke wäre, so müßte ich für den heutigen Monatstag in den Kalender schreiben: An diesem Tag ist nicht gut ausgehen, man trifft alte Bekannte, um die man eben keine Sehnsucht hat — ich will nicht Frosch heißen, wenn das nicht Wanzenberger ist; ich will ihm nachgehen, wenn er sich aus dem Garten entfernt, und ihm meine Adresse sagen, denn gerne möchte ich mit ihm reden, aber hier würde das ein schönes Gelächter absetzen. Doch es muß ihn ja Crayon ebenfalls kennen, sollte er uns also auch sehen, was liegt daran? Kaum waren bei Frosch diese Gedanken aufgetaucht, als Wanzenberger (denn er war es wirklich) um sich zu überzeugen, ob er richtig gesehen, näher zum Tische unserer Gesellschaft schlich, ganz unbekümmert um seinen mechanischen Kampfmutherwecker, und im nächsten Augenblicke auf Frosch losstürzte, dessen Hände er mit innigem Jubel umfing. Nachdem von Seite der drei sich Kennenden, Worte der Verwunderung über ein so seltsames Begegnen gestammelt waren, er-

tönte ein fürchterliches Geschrei vom Tische her, auf welchem dem Maschinentamburino seine Marschroute angewiesen war, denn da sich Wanzenberger in der Bemessung derselben, (welchem Irrthum, wenn er sonst vorfiel, durch Aufheben des Automaten abgeholfen wurde) geirrt hatte, so stürzte der Trommler, zur nicht geringen Freude der boshaften jungen Welt, über den Tisch hinab; die Trommel, auf welche er fiel, zerbrach, ein Arm war verletzt, der andern Contusionen und inneren Quetschungen gar nicht zu gedenken. Ein Befehlshaber, der seiner Mannschaft verlustig geworden, hätte keinen größeren Gram zeigen können, als Wanzenberger über seinen einzigen Soldaten, denn Mannschaften gibt es eine Menge, aber Trommler, die von allen Professoren des Inn- und Auslandes angestaunt werden, sind eine Rarität. Wanzenberger, der reisende Mechanikus, hatte, wie es in der Welt zu gehen pflegt, nicht allein den Schaden, er hatte auch den Spott, denn die um den hinabgefallenen Menschenaffen herumstehenden Leute ließen sich zu Aeußerungen verleiten, die keineswegs geeignet waren, das aufgeregte Gemüth Wanzenbergers zu beruhigen. Die noch nicht abgelaufene Maschine rasselte im Innern des Verunglückten fort, die Gesichtsmuskeln verzerrten sich noch, und die eine, nicht weggebrochene Hand schlug wie trommelnd in die Erde. Einer sagte: Seht den armen Kerl, er kann auch sterbend von seiner Gewohnheit nicht lassen, er trommelt noch mit dem einen Arm, und schneidet seine Gesichter; ein Anderer äußerte

sich: Seid doch stiller, er möchte gerne was sagen, er macht den Mund auf und zu, kann aber kein Wort herausbringen. Ein Dritter meinte, es werde mit ihm bald vorüber sein, denn das Magenknurren fange schon an aufzuhören. All diese bitteren Reden mußte Wanzenberger mit anhören, ohne den Kreis, der sich um den sterbenden Krieger gesammelt hatte, durchbrechen zu können. Als aber ein kecker Junge den Trommler mit dem Fuße umkehren wollte, da faßte Wanzenberger den Verwegenen, und schleuderte ihn mit den Worten weg: Was? Ich soll meinen Tambour wie ein todtes Vieh mit dem Fuße umdrehen lassen? Ich werde Dir helfen! Wanzenberger aber half dem Jungen nicht, sondern die andern Leute, in denen das Gefühl des beleidigten Publikums rege wurde, verbanden sich gegen Wanzenberger, und warfen ihn, den Automaten und die Trommel auf die Gasse hinaus. Hätte, bei diesen herben Schlägen des Unglücks und den nicht minder herben einiger Fäuste, Wanzenberger keinen Trost gehabt, er wäre der Verzweiflung anheimgefallen. Frosch, der sich bald als die einzige Ursache aller Verlegenheiten seines Freundes erkannte, eilte diesem auf die Gasse nach, und überließ es Crayon, der Gesellschaft eine Erklärung seines Benehmens zu geben. Crayon hatte dieser Vorfall interessirt, er eilte auch zu dem Unglücksmann, und versprach ihm, die Reparaturskosten seines zerbrochenen Broterwerbers zu übernehmen, aber er müsse ihn dafür morgen besuchen, um zu erzählen, auf was für

eine Weise er nach Wien gekommen. Wanzenberger nahm halb weinend die Adresse, und versprach Alles. Er bedankte sich, Frosch aber half ihm, die Fragmente des Tambours zu einem Uhrmacher zu tragen, der den Schaden der Maschine ausbessern sollte, das Andere könne dann einem geschickten Tischler oder Drechsler überlassen werden. Wanzenberger mußte nun erzählen, was ihn bewogen, in dieser Eigenschaft nach Wien zu kommen. Er erzählte eine Weile, unterbrach sich aber bald selber, indem er Frosch auf sein Tagebuch hinwies. Du hast mir einmal zu Innsbruck gesagt, daß es nicht übel sei, die Erlebnisse und Gedanken des Tages aufzuschreiben, und daß man so eine Schrift ein Tagebuch nenne; ich habe eines geschrieben, und wenn Du es lesen willst, wirst Du darinnen Alles finden. Nachdem der Tambour dem Uhrmacher, als Arzt seiner inneren Krankheiten, übergeben war, führte er den Freund in seine Kammer, und trug ihm an, die Schlafstelle mit ihm zu theilen; Wanzenberger schlief schon, als Frosch das Tagebuch noch durchblätterte, welches der treue Gefährte seines Schreibers war, und sich an der Einfalt des Styles und der Gedanken ergötzte. Am andern Morgen führte Frosch seinen Freund zur Wohnung Crayons, ohne mit ihm in dieselbe zu gehen, und trug ihm auf, sein Tagebuch dem Dichter lesen zu lassen; Wanzenberger wollte nicht recht, und machte die Einwendung, es stehe viel darin, was nicht alle Leute zu wissen brauchen, und Crayon werde ihn auslachen. Nein, sagte Frosch, das

wird er nicht, ich versichere Dich; er wird vielmehr eine große Freude darüber haben. Ein Theil des Wanzenberger'schen Tagebuches soll nun auch hier angeführt werden, vielleicht finden sich auch unter den Lesern einige Crayons, die eine große, vielleicht aber auch Nicht-Crayons, die eine kleine oder gar keine Freude daran haben.

Achtzehntes Kapitel.

Ein Stück aus Wanzenbergers Diarium und Leben. Etwas über die Bretter, die die Welt bedeuten.

Ich hatte die Absicht, daß es Niemand erfahren solle.

Boz: Barnaby Rudge 41. Kap.

Rumpelhausen. Das ist doch im Frühjahr eine wahre Passion, wenn ein schöner Tag ist! Ich wollte schon lange das Tagebuch anfangen, aber fiel mir denn je etwas Gescheidtes ein, außer das vom Frühjahr? Nun, wenn man nur einmal was angefangen hat, ein Wort gibt das andere. Wie vor meinem Fenster die Vögel auf den Zweigen herumtanzen, und wie sie Einen so freundlich ansehen, das Köpflein schelmisch nach der Seite gehalten! Es gibt doch unter den Viehern gescheidtere und dummere, wie das bei den Leuten ist. Manche Leute sagen von manchem Vieh: Das Vieh ist so gescheidt, als wie ein Mensch — aber ich halte nichts auf solche Reden, sie sind eine Eselei. Ich hab' noch kein Vieh etwas Gutes thun sehen aus freiem Willen, und ein Hund ist lieber in einer Küche, als in einer Kirche. Es gibt aber auch sehr gute Leute. Husch! jetzt haben sich die Vögel von meinem Fenster fortgemacht! Als Bube habe ich mir oft Flügel gewünscht, möchte auch jetzt noch welche haben, möchte aber doch

kein Vogel sein. Wenn ich in der Früh Vater unser sage, so weiß ich doch, was das heißt, und der, zu dem ich's sage, glaub' ich, der weiß es auch. Der Vogel mag aber noch so schön singen, was weiß er davon? Die Orgel wird von zwei Seiten getreten, und von einer mit den Fingern gedrückt, und dann fängt sie erst an zu schnauben, und in die Posaune muß ich blasen mit Leibesgewalt, und wenn ich nun orgle oder posaune, so will ich gelobt sein, der blaset und tritt, aber nicht das, was geblasen und getreten wird. So mein' ich auch, daß der Vogel nichts Anderes ist, als ein Flötenwerk, das der Herrgott gemacht hat um des Menschen willen — was nützet aber die Orgel, wenn sie allein geht, und keine Leute da sind zum Singen? Und was nützt es, wenn alle die kleinen Pfeiflein, deren ein jedes seinen Blasebalg in der Brust trägt, auf der Baumorgel musiziren, und die Leute unten, statt nach Kräften lobzusingen, einander hassen und verfolgen? Ist das nicht eine Lumperei? — Sieh' doch, jetzt habe ich schon eine Menge geschrieben, und nachdem ich's gelesen, sehe ich, daß ich doch nicht so dumm sein muß, wie mich der Stifel immer gern machen möchte. Der Stifel ist ein Galgenvogel, er thut mir Alles zu Fleiß, und wenn es nicht hieße: vergib uns, wie auch wir vergeben, so könnt ich ihm alle Teufel auf den Hals wünschen. —

Haus- und Mausmittel. Gries mit Arsenik angemacht wird von Mäusen und Ratten gerne gefressen, krepiren auch bald darauf — soll aber kein

Brunnen in der Nähe sein, weil sie bisweilen schon das Wasser vergiftet haben. *)

Gummi arabicum ist gut in die Dinte, daß sie glänzend wird, aber nicht zu viel; Zucker macht schmierig. Der Stifel sagte heute: er sei von der Natur zu etwas Anderem berufen, als zu einem Schreiber, er wolle nach Wien gehen, und dort sein Glück probiren; er soll gehen, kräht ihm kein Hahn nach! — Heute mit einem Bauer disputirt, weil er sagte, ich habe eine Dummheit in's Protokoll geschrieben — kann wohl sein, aber das sollen sich die Bauern denken, und nicht sagen. Wo bleibt denn der Respekt? Uebrigens war ich heute mit mir sehr zufrieden.

Den — Mai.

Stifel hat die Herrschaft betrogen; ich war immer der Meinung, daß er ein Hallunke sei; Herr Gubel rieth ihm, er solle seinen Entlaß begehren, sonst müsse er ihn fortjagen. Stifel hat das gethan. Ich weiß aber die ganze Geschichte, will sie aber nicht weiter sagen, Stifel wird sich vielleicht diese Lektion merken, und ich will ihm keinen Schaden bringen. Morgen geht er fort, er geht nach Wien. Soll ich denn gar nichts mehr in der Welt sehen? Der Kerl

---

*) Diese Stelle vermag nur von solchen Sterblichen vollkommen gewürdigt zu werden, welche schon lebendig entweder durch Armuth, oder den Drang der Umstände (wie z. B. der Karlan zu St. Lune in Jean Pauls Hesperus) gezwungen sind in Mausoläen, das ist: in mäusedurchwühlten Kammern zu schlafen.

macht vielleicht dort sein Glück, weil er ein Schelm ist, und ich bleibe mit meiner alten Ehrlichkeit hocken, und verbrauche die eine Hälfte meines Geldes auf Gewand und Bier, und die andere für meine Mutter.

Den —

Der Mann mit dem venetianischen Pimperlgespiel (wahrscheinlich Policinell) verzehrte mit Weib und Kind im Wirthshause so viel, daß er die Zeche nicht bezahlen konnte, er wollte dem Wirth die Kreide ersparen und durchgehen, vergaß aber den hölzernen angezogenen Tambour; der Mann wird nimmer kommen, weil er das Einsperren fürchtet, ich kaufte vom Wirth den Tambour um 5 fl., und habe damit eine Idee, — was ist es doch schönes, wenn man eine Idee hat! Manche Leute haben gar keine, nicht einmal von ihrer Dummheit.

Ich habe die Erlaubniß nach Wien zu gehen, weil es in der Kanzlei jetzt nicht viel zu thun gibt, und der neue Schreiber sehr brav ist. Fünfzig Gulden hab' ich zusammengespart. Wird wohl nicht hinreichen — aber ich habe eine Idee. Morgen geht eine Haferfuhr nach Innsbruck, da schick' ich den Tambour mit, ich sagte, ich wolle ihn in Innsbruck verkaufen, aber 's ist nicht wahr; habe also gelogen, war auch nicht recht, aber das bischen Lügen macht nichts, ich sage doch meistens die Wahrheit. Heute ließ ich schon die Stiefelsohlen ganz mit Nägel beschlagen; der Schuster sagte, sie sehen jetzt aus, wie der Stock im Eisen in Wien, und fügte noch hinzu, wenn ich hinkomme, werde ich sehen, was der Stockimeisen ist.

Innsbruck. Der gnädige Herr Fabius gab mir eine Zehnerbanknote zur Reise, und sagte, ich solle gesund wiederkommen. Ein guter, rarer Mann, ich hab' ihn recht gern; sagte auch, ich könne in Wien seine Tochter besuchen, vielleicht kriege ich dort auch was.

Hall. Meiner Mutter und Schwester vierzig Gulden gegeben. — Wenn ich einige Meilen von Hall weg bin, lasse ich den Tambour für Geld sehen: Was liegt daran? Es ist nicht unehrlich, ich kann vielleicht dabei noch etwas ersparen. Ich will auch sagen, so oft ich ihn trommeln lasse, daß alle Professoren von Deutschland nicht wissen, wie diese Maschine beschaffen ist, so sagte auch der Pimperlspielmann, und ich denke, es ist keine Lüge, denn schwerlich hat ein Professor schon meinen Tambour gesehen.

In Rattenberg ließ ich den Tambour zum ersten Mal trommeln, und sammelte dreißig Kreuzer Rheinisch — was will ich mehr haben? Mir wurde übel, der Wirth gab mir eine Lebensessenz, und jetzt bin ich wieder gesund; wäre wahrscheinlich von freien Stücken auch besser geworden. Der Wirth lieh mir das Rezept zum Abschreiben: Aloe 1 Loth, Saffran, Baldrian, Blutwurz, 1 Quentchen von jedem, Rhebarbara, Zitwerwurz, ½ Quentchen von jedem, 1 Maß Spiritus recht untereinander gerüttelt, hilft in allen Krankheiten, nur — in der letzten nicht.

Salzburg. Das Geschäft geht gut, ich habe schon zwei Gulden erspart, und dabei für das Sam-

melgeld gelebt. Das ist eine schöne Stadt. Das Glockenspiel bei der Hauptwache geht recht hübsch.

Hellbronner Garten. Was man doch in der Welt Alles sieht! Einen künstlichen Regenbogen vor einem großen Thor, von vielen tausend Röhrchen Wasser, eine Krone, die vom Wasserstrahl langsam über Eine Klafter in die Höhe gehoben wird, und wieder auf ihren Platz herabfällt u. s. w., (hier folgt noch eine weitläufige Beschreibung aller andern Wasserwerke). Das Sonderbare ist, daß das Wasser manchmal von allen Seiten kommt, es trifft aber immer nur arme Schlaraffengesichter, auch ich wurde tüchtig angespritzt — wahrscheinlich denkt sich der Wassermann, der diese Sachen zeigt, daß es dem schlechten Gewand nichts schadet, wenn es naß wird."

Als Crayon diese Stelle gelesen hatte, öffnete er selbstgefällig lächelnd einen Schrank, und zog daraus ein altes Reisejournal hervor, um das, was er einst über den Hellbronner Garten schrieb, mit den einfachen Berichten Wanzenberger's zu vergleichen. Er las über die Regenbogenpforte:

„Plötzlich wurde aus dem Gewölbe und den Wänden der Steinpforte eine Flur von Silberlilien hervorgezaubert. Der siebenfarbige Strahl des Regenbogens wiegte sich auf der emporstrebenden Perlenfluth der Gewässer, die aus ihren tausend Röhren wie Blumenstengel auftauchten, um vom Sonnenglanz geküßt in flammige Blüthen aus einander zu stieben, die wie Straußfedern auf und niederwogten.

Ueber die Krone:

Der Brunnenmeister öffnet wie mit einer Lanzette den Arm des Felsens, daß, gleich dem Blut, die aufsteigende Wasserlohe hoch emporspringt, und eine schwebende Krone in die Höhe trägt, um deren Rand die sinkenden Perlen, wie ein straff angezogener Schleier, eine Glocke bilden — nach und nach schwächt sich der Wasserstrahl wieder, und die Krone senkt sich langsam auf den Stein, wie auf ein Sammtpfühl, herab."

Hier wollen wir das Tagebuch Wanzenbergers unterbrechen, indem es minder interessante Artikel enthält, nur einige Stellen über Wien mögen hier noch ihren Platz finden.

Wien. Nun hab' ich einmal diese Stadt gesehen! Was ist das für ein Lärmen und Fahren und Rennen; da sieht man Niemand eines mäßigen Schrittes gehen, sondern die Leute laufen alle, wie die Narren, mögen wohl auch manche darunter sein. Da könnt' ich lange warten, bis mir Stifel, oder meines Herren Tochter, die Marquisin, begegnet, wäre mir auch noch gar nicht erwünscht — denn sie würde mir gewiß ein Zimmer und gut zu essen geben, aber ich könnte dabei nicht den Tambourn hausiren tragen, und also auch für meine Mutter nichts ersparen. Wer könnte das Alles schreiben, was man hier sieht. Was gibt es da für reißende Thiere im Naturalienkabinette, und was für eine Menge Helden im Zeughause, aber versteht sich, Alles nur ausgestopft. Ich muß das Alles meiner Mutter schreiben, was wird die für Augen ma-

chen, und was wird sie für eine Freude haben, wenn sie das Geld sieht? Wenn ich so denke, wie ich hier ohne Bekannte bin, so mag ich nicht da bleiben, und wenn ich wieder denke, wie fad es anderswo ist, so mag ich nicht fortgehen. Heute Abend will ich den Tambour im Lerchenfeld sehen lassen, bin begierig, wie's ausfällt! —

Wir wissen, wie es ausgefallen. Von Crayon begab sich Wanzenberger zum Uhrmacher, und fragte wie lange die Reparation des Automaten hergehen könne; er wurde auf drei bis vier Tage Geduld verwiesen; und kratzte sich über diese Auskunft hinter den Ohren. Als er einige Jungen an Mundharmoniken arbeiten und selbe stimmen sah, fragte er den Uhrmacher, ob das ein schwierig Geschäft sei; er wolle für ein Weniges gerne ein Paar Tage arbeiten, wenn die nothwendigen Handgriffe und Vortheile dazu bald erlernet werden könnten. Der Uhrmacher ging in den Vertrag ein, nachdem er sich bei dem Lehrling erkundigt, ob er musikalisches Gehör besitze. Und wie sollte dieß dem größten Posaunenbläser seiner Zeit gefehlt haben? Dieser hatte sich bald die Kunst, Harmoniken zusammenzufügen und sie zu stimmen angeeignet, und bekam dafür einen beträchtlichen Wochenlohn — er schämte sich, ferner mit dem Tambour herum zu ziehen, und war einer der

fleißigsten Arbeiter. Nun ging er einmal zu Agnes, und machte seine Aufwartung, ihre Adresse hatte er schon vom alten Fabius erlangt. Er überlegte sich wohl, was er dort reden wollte, denn er war zu Zeiten sehr politisch. Er bat nämlich Agnes, sie möge ihren Vater um eine vierteljährige Verlängerung seines Urlaubes ansuchen, indem er etwas erlernen wolle, das er, natürlich mit Lizenz ihres Herrn Vaters, als Schreiber zu Rumpelhausen in freien Stunden dann auszuüben vermöge. Agnes, welcher er seine Harmonikafabrikation anvertraute, war bereit, ihm den Gefallen zu erweisen. Wanzenberger aber hatte sich vorgenommen in Rumpelhausen ganz abzudanken, wenn der Verdienst so fortgehe, wie er angefangen. Er hatte es schon nach sechswöchentlicher Uebung so weit in diesem Geschäfte gebracht, daß er mit einem Viertheil des Lohnes seine Lebensbedürfnisse bestreiten, und drei Viertheile als Ersparniß zurücklegen konnte. Sein Meister, dem die Gesellen schon zu viel zu verdienen anfingen, wollte ihnen von ihrem bisherigen Lohne etwas abbrechen, das betrübte Wanzenberger, er wurde aber bald durch seinen Collegen aufgerichtet. Wenn ich nur wüßte, sagte dieser, wie zu einem solchen Geschäfte die Erlaubniß zu erlangen ist, wir würden, wenn wir diese erlangt hätten, in Kompagnie gehen und Lehrjungen aufnehmen, denn ich habe die Ueberzeugung, daß sich nicht wenig profitiren ließe. Wanzenberger fing Feuer, er nahm es auf sich, die Erlaubniß heraus zu bekommen, und ver-

sprach dem andern, mit ihm in Gesellschaft zu gehen, und den Gewinn zu halbiren. Mit diesem Gedanken ging er zu Crayon, der so gefällig war, die nöthigen Schritte zu machen. Wanzenberger wurde ein Harmonikafabrikant, bedankte sich in einem Briefe bei Herrn Fabius und seinem cidevant Amtschef Gubel für alles Gute, das er von ihnen empfangen, und arbeitete mit einer großen Stube voll Jungen, die er sich aus einem Armenmusikverein zusammenlas, und die froh waren, einen Verdienst zu bekommen, wie er selber sich auszudrücken pflegte: türkisch. Sein Freund besorgte den Einkauf und die Spedition, er selber leitete zu Hause das Raspel-, Feil-, Klopf- und Pfeifwesen, und suchte vorzüglich seine Jungen so wie seine Harmonika's stets in guter Stimmung zu erhalten. Nach Verlauf eines Jahres hatten sich Beide ein Vermögen von 10,000 Gulden Silber gemacht — die Angabe ist genau, und nicht übertrieben. Wanzenberger kaufte sich fürseinen Antheil ein kleines Vorstadthaus, auf welches er 2000 Gulden schuldig blieb, denn nach dem Gang der Geschäfte zu urtheilen, konnte diese Schuld schon in Einem halben Jahre netto abgetragen sein. Jetzt ist dieß Geschäft freilich nicht mehr so einträglich, obwohl die Instrumente der Harmonie sich noch immer von Wien aus über die ganze Erde ergießen.

Als nun Wanzenberger sich auf diese Weise durch Arbeitsamkeit und Glück zu einem Wohlstande emporschwang, von dem er keine Ahnung hatte, als er noch Schreiber war, vergaß er dabei seines Freundes Frosch

nicht, und lud ihn Ein für alle Mal an Sonn- und Feiertagen zum Speisen ein. — Frosch kam auch größtentheils, war aber nie zu bewegen, Geld von seinem Freunde anzunehmen, was ihm dieser bisweilen in Betracht seiner zerrissenen Gewande angeboten hatte.

Als nun einmal Frosch zu seinem Freunde kam, war Wanzenberger besonders gut aufgelegt, denn er erwartete nächster Woche seine Mutter und Schwester, die er von seinem Glücke und von seinem Hausbesitze erst unlängst in einem Briefe unterrichtet hatte, in welchem er sie zugleich aufforderte, nach Wien zu kommen, und, wenn es ihnen gefiele, bei ihm zu wohnen, sollte dieß aber nicht der Fall sein, so erbot er sich, sie in ihrem bisherigen Aufenthalte anständig, so viel es seine Umstände erlaubten, zu versorgen.

Er las nun Frosch den Brief vor, welchen er von seiner Schwester auf sein Einladungsschreiben erhalten hatte. Er lautete:

Lieber Bruder!

Was mich und die Mutter angeht, so sind wir gesund, und was wir für eine Freude haben, kannst Du Dir gar nicht einbilden; die Mutter hatte Angst, daß Du nicht ehrlich zu so viel Geld kommen thust, hab' es ihr aber gleich ausgeredet. Ich freue mich schon recht, und wir kommen alle Zwei. Du hast geschrieben, wir sollen Niemand etwas sagen von Deinem Glück, aber die Mutter erzählte es, unter dem Siegel der Verschiegenheit der Nachbarin, und wir wußten nicht, wie es kam, am andern Morgen wußten es

schon recht viele Leute. Da hab' ich mir gedacht, jetzt ist es schon Alles Eins, jetzt werd' ich die Geschichte erst recht erzählen, und Deinen Brief meiner Freundin vorlesen. Für das geschickte Geld, das zur Reise ohnehin zu viel ist, haben wir uns auch ein schönes Gewand gekauft, daß heißt: ich, denn die Mutter sagte: es ist in Hall nimmer nothwendig, und zu Wien habe man vielleicht doch eine andere Mode, als bei uns; aber warum sollen es denn die Leute nicht sehen, daß man was hat? Viele Leute sind uns neidig worden, und haben uns ausgerichtet, und haben gesagt, ich trage die Nase hoch; früher hat sich kein Mensch um mich bekümmert, und jetzt lassen sie sogar meine Nase nicht mit Fried. Wir sind froh, daß wir von diesem Volk fortkommen; wenn man zu was kommt, dann lernt man die Leute kennen; die Mutter sagte, sie hätte es nimmer gedacht, daß sie an Dir so viele Freude erleben wird, und es geht schon übermorgen ein Schiff von hier, und wir fahren auf dem Inn. Wir haben auch für Dich gebetet, und die Mutter hat recht geweint, sie sagt, sie habe dieß Glück für ihre alten Tage nicht verdient, und es hätte Dir es Niemand angesehen, was Du für einen Spekulationsgeist in Dir habest; dann hab' ich auch mitgeweint, und am Ende haben wir wieder lachen müssen, und so geht's fort. Der Schiffer sagt, wir werden bis 6. Juni in Wien ankommen, denn das Wasser ist gut und genug. Er nannte den Ort, wo wir landen müssen, Nußdorf — wenn Du dort warten willst, kannst Du warten, denn

allein kennen wir uns nicht aus. Tausend Grüße und Küsse von der Mutter. Behüte Dich Gott, bis wir Dich sehen! Ich werde mich stets zeichnen, mit aller Achtung

Deine liebe Schwester
Regina Wanzenbergerin.

Frosch! redete Wanzenberger, seinen Freund an, möchtest Du nicht am bestimmten Tage mit mir nach Nußdorf fahren, alleine ist mir das Warten zu lange; wenn Du Zeit hättest, könntest Du mir wohl Gesellschaft leisten. Ja, warum nicht, erwiederte Frosch, ich bin an die Zeit nicht gebunden! Der Tag kam, Frosch mußte trotz allem Widerstreben einen Frak von Wanzenberger anlegen, denn sein Rock war schon sehr schadhaft, und die beiden Freunde erwarteten auf dem Balkon des Kaffeehauses zu Nußdorf die Ankunft des bestimmten Schiffes; schon hatte Wanzenberger nach dem in selbem Lokale eingenommenen Mittagessen, zur Abwechslung Kaffee, Bier und Punsch getrunken, als endlich, nach vielen täuschenden Holzschiffen, seine Mutter und Schwester aus einem Personenfahrzeuge ausstiegen; es erfolgte die freudige Begrüßungsscene, das Gepäcke wurde dem Fiaker übergeben, der Vieles vom Abdrücken seiner Wagenfedern, vom erhöhten Preise, vom guten Trinkgelde sprach, und noch andere derlei uneigennützige Redensarten fallen ließ, die aber Wanzenberger, der in seinem rosenfarbigen Humor war, bald durch die Aeußerung zum Schweigen brachte: Kerl, ich bin heute gut aufgelegt, Du sollst an mir kei-

nen Schund finden. Mutter und Schwester mußten ein Mal einnehmen, bei welchem Wanzenberger nicht unterließ, den Kellner herumzujagen, dann wieder selber aufzustehen, um ihn zu rufen oder auszuschelten, um seinen Frak den glücklichen Angekommenen auch von hinten zu zeigen; er sah auch bisweilen auf die goldene Repetiruhr, und nachdem seine Angehörigen sie bewundert hatten, schlug er das Tischtuch auf, hielt das Gehäuse an die Tischplatte an, und ließ selbe schlagen. All' diese Dinge waren für Mutter und Schwester eine hoch aufsprudelnde Freudenquelle, sie sperrten das Maul auf, und konnten nichts reden und nichts essen und Wanzenberger mußte oft rufen: Aber Mutter, aber Klara, warum eßt Ihr nicht? Die Sachen müssen bezahlt werden, also ist's Alles Eins — und so folgten vergebliche Eßbestrebungen von der einen, und vergebliche Erinnerungen von der andern Seite, bis endlich Wanzenberger, dessen Hauptfreude erst noch im Anzuge war, zum Zahlen klingelte. Der Kellner erschien, machte die Rechnung — sie schien der Mutter, wie es wenigstens ihre erstaunte Geberde zeigte, enorm, und als der großmüthige Sohn dem Kellner noch einen Zwanziger pour boire hinwarf, so konnte sie nicht umhin, durch ein Händeringen und einem zum Himmel gewandten Blick, die Verschwendung ihres Kindes zu beklagen.

Man stieg in den Wagen, Klara und die Mutter bedankten sich bei dem Fiaker höflichst, als er ihnen hineinhelfen wollte, und es gab Bewunderung über

Bewunderung und des Staunens kein Ende. Wie ist das Alles so schön und hübsch! meinte Klara, die erfahrene Mutter sah aber auch die Dornen unter den Rosen, und sie sagte: Wie muß das Alles theuer sein!

Der wahre Triumph Wanzenbergers sollte erst beim Einführen der Seinigen in das erworbene Besitzthum, das ihn zur Würde eines Hausherrn erhob, Statt finden. Kaum machte der Fiaker vor dem bezeichneten Thore Halt, als auch schon die alte Haushälterin Wanzenbergers erschien, und begierig war, die neue weibliche Herrschaft zu sehen. Die drei Zimmer, welche die Wohnung Wanzenbergers bildeten, waren auf den Glanz hergerichtet, und in einer Nische stand der Tambour, und trommelte den Einzugsmarsch. Seht Ihr, Mutter, sagte der Hausherr, als er sie in's Logis führte, seht Ihr, dieser Bursche ist das Werkzeug meines Glückes, durch ihn kam ich nach Wien, mit ihm und wegen ihn, wurde ich einmal aus einem Wirthshausgarten hinausgeworfen, und das war mein Glück, und ich will Euch schon einmal die ganze Geschichte ausführlich erzählen.

Frosch, der bisher immer einen stummen Zuschauer und Zuhörer abgegeben hatte, wollte sich jetzt entfernen, aber das gab sein Freund nicht zu, er sprach zu ihm: Bleibe da, wenn Du nichts versäumst, denn der heutige Tag ist nicht alle Tage, und ich bin Willens, meine Leute von lauter Schauen ganz betrunken zu machen. (Er befand sich selber in

einem etwas exaltirten Zustande, aber nicht vom Schauen.) Wir wollen noch in's nächste Theater fahren, dort ist heut', wie ich auf dem Zettel las, eine Spektakelkomödie, und wie werden sich da meine Leute darüber wundern! Es war erst halb sechs Uhr, als die Gesellschaft schon in die Gegend des Theaters kam, da es noch zu früh war, hinein zu gehen, und Wanzenberger wegen heute schon im Uebermaß genoßener Getränke an Durst litt, so führte er die Seinen sammt Frosch in ein Bierhaus, nahm einen leeren Tisch ein — und saß nicht lange da, als er eine bekannte Stimme vernahm, die sich hinter seinem Rücken erhob, er sah sich um, und erkannte — Stifel. Aller frühere Groll war verschwunden, Wanzenberger begrüßte seinen Feind, und bat ihn, wenn es seine bisherige Gesellschaft nicht beleidige, sich zu ihm zu setzen, und mit ihm zu zehren. Stifel erstaunte, als er den ehemaligen Kollegen von Rumpelhausen, in eleganter modischer Kleidung, mit verändertem Benehmen, zu Wien wieder fand, und bat ihn vorerst um die Erzählung seiner Geschichte seit ihrer Trennung. Nachdem Wanzenberger die Umrisse seiner Begebenheiten vollendet hatte, fragte er Stifel: Nun sage mir, wie kommst Du daher, was bist Du jetzt und was machst Du? Stifel stärkte sich mit gewaltigen Zügen, als er merkte, man wolle ihn hier der Mühe des Zahlens überheben, er konnte sein Glas nicht oft genug über die Achsel reichen, um es neu füllen zu lassen, und erzählte unter Dampfwolken, er sei beim Theater angestellt. Was, als Spie-

ler? fragte Wanzenberger? Ja, Stifel, da sehen wir Dich, wenn Du heute spielst, denn auch wir gehen in's Theater. »Heute, entgegnete Stifel, hab' ich eben nichts Anderes zu thun, als mit vielen Andern ein Paar Mal zu singen, aber Du sollst mich schon sehen.« Im Grunde aber hatte Stiefel nie etwas Anderes zu thun, als mit Andern zu singen, denn er war Chorist, fand es aber nicht nothwendig, über die Bedeutsamkeit oder Unbedeutsamkeit seiner dramatisch- bühnisch- histrionischen Stellung sich eben jetzt in eine nähere Erklärung einzulassen. Schon waren seine übrigen Bühnen-kollegen, in Erwägung der für das Zuspätkommen zu bezahlenden Strafe, fortgeeilt, als auch Stifel ganz begeistert aufbrach, und sich freute, daß ihm endlich einmal Gelegenheit geworden, vor bekannnten Landsleuten seine Talente brilliren lassen zu können. Er ordnete dießmal seine Garderobe mit größerer Sorgfalt, und trug mehr Roth auf, als gewöhnlich. Mühsam suchte sein Auge vor Beginn des Stückes, durch ein Loch des Vorhanges, seine, wie er wußte, auf dem Parterre befindlichen Freunde, um in der Richtung auf selbe hin seinen Gesang herabzuwettern. Er hatte sie glücklich gefunden. Der Vorhang rauschte auf, der Chor begann ein lustiges Lied, Stiefel war aber für dießmal nicht mit den mäßigen Aktionen zufrieden, die ihm und seinen Sangbrüdern zugetheilt waren, er drängte sich hervor, und agirte und brüllte so fürchterlich, daß ein Theil des Publikums zu lachen anfing, während er bei Wanzenbergers Schwester wirklich den

beabsichtigten Zweck erreichte; denn diese erinnerte, zu ihrer Mutter gewandt: Seht nur! der Stifel ist ein verflixter Kerl, er thut es allen Andern zuvor! Der Gesang war beendet, das Personale zog sich hinter die Koulissen zurück, und Stiefel wurde sogleich vom Regisseur gefaßt und also angeschnarcht: Sind Sie besessen? Im Parterre lachte man über Ihr eselhaftes Schreien und Herumfahren, machen Sie das noch einmal, und Sie können zum — gehen." Dieß und das Gelächter seiner Genossen war der Lohn für Stifel's außerordentliche Kunstbestrebungen. Ein Chorist entlehnte einen Vergleich aus dem Theaterhandwerk, und sagte, auf die Stirne deutend, zu Stiefel: In Deinem Schnürboden muß es nicht richtig sein. Du scheinst dort Biergläser statt der Löschkübel ausgeschüttet zu haben!

Wanzenbergers Mutter und Schwester waren ganz betroffen über die vielen Dinge, welche sie da sahen, und kamen am Ende zu der Aeußerung, daß ihnen Vieles von dem Gesehenen unbegreiflich vorkomme. Nachdem sich aber die Mutter um den Eintrittspreis erkundigte, und erfuhr, daß er so hoch sei, da wollte sie nichts mehr wissen von den Brettern, die die Welt bedeuten. Dieser Brettergedanke ist uralt, und doch läßt sich noch immer manches Neue darüber sagen. Ist nicht das kleine Bühnenleben ein Spiegelbild der großen Lebensbühne? Die Welt hat ihre Verschwindungen, wie die Bühne: die Verschwindungen der Welt sind die Gräber; auf

der Bühne, gibt der Schauspieler das Zeichen, daß die Zeit seines Verschwindens da ist, in der Welt muß Einer oft verschwinden, ohne daß ihm das kleinste Zeichen gegeben worden; wir treten im Leben nirgends mit sicherem Schritte hin, weil wir nicht gewiß wissen, ob nicht der Boden unter uns einsinkt. Die Bühne hat ihre Flugwerke, welche den Schauspieler in den verworrenen Schnürboden hinaufziehen, den er bald wieder verläßt, weil da oben nicht seines Bleibens ist; auch die Welt hat ihre Flugwerke, und die sind: Stolz, Einbildung, Hoffart, und die von Gott abgekehrte Wissenschaft, diese heben den Menschen hoch in seiner eigenen Werthschätzung, aber es ist seines Bleibens nicht in dieser Höhe. Im Triumphe wird er auf gemalten Wolken, die keine Wolken der Himmels sind, emporgezogen, und ungesehen von der Welt muß er, nach Vollendung seiner irdischen Rolle, hinter der Bühne wieder herabsteigen. Das Bühnenvolk hat seine Schminke, die nur Abends beim Lampenscheine ihre Wirkung macht, und die gräßlich anzusehen ist am hellen Mittag; eben so hat auch das Weltvolk seine philantropische, kosmopolitische und alles Misere des Lebens bedecken sollende Schminke, die von den Pomadehändlern der sogenannten Aufklärung allenthalben angepriesen wird, welche gar viele Tiegel mit goldenen Inschriften in ihren Parfümladen aufgestellt haben, und wo die Worte: Liberalität und Humanität, Vernunftmäßigkeit und Vernunft ohne Maß, Geistesfortschritte und Geistesflug, Selbstständ-

digkeit und Bildung häufig zu lesen sind — wer sich aber die Mühe nimmt, den Deckel von den Prunkvasen herabzuheben, der wird doch in keiner solchen etwas Anderes finden, als: Pomade. Aber es wird einst ein Tag kommen, und das wird der Tag der blassen Gesichter sein, und die Schminke wird schon bei seinem ersten Morgenstrahl herabrinnen, wie — nun es thut's ja auch das alte deutsche Wort — wie die Butter an der Sonne. Und das Vorspiel jenes großen Tages, haben wir nicht Gelegenheit, es hundertmal vor unsern Augen zu sehen? Was ist der Tod des einzelnen Menschen und sein Ringen anders, als eine Einleitung oder Vorrede zu dem großen Kapitel der Weltgeschichte? Was wird dann jene Aufklärung nützen, die uns Alles unklar gemacht hat, und jene erträumte Selbstständigkeit, wenn wir es einsehen, daß eben so, wie wir aus uns nicht entstanden sind, wir auch aus uns nicht bestehen können, und was jene Humanität, die uns das wahre Verhältniß des Menschen zu seinem Schöpfer aus den Augen gerückt hat, und was jene Geistesfortschritte, die uns nur in's Verderben befördert haben, und was jene Vernunftmäßigkeit, die im Uebermaß ihrer eigenen Vergötterung sich vollgesoffen hat, und im Delirium des Säufers darnieder liegt? — Es ist sehr in der Mode, recht viel zu wissen von den Brettern, die die Welt bedeuten, ja, die Bretterangelegenheiten sind das Abendgebet und, in Bezug auf die Tags darauf folgende Kritik, auch die Morgenandacht eines großen Theils der Städtebewohner geworden;

was aber die Welt und das Leben und das Dasein bedeutet, darum kümmern sich wenige aus den soge=nannten Gebildeten, und sie geben sich hierin bald mit etwas zufrieden, sei es nun Seelenwanderung oder Seelenlosigkeit, Pantheismus oder Panteuflismus, wenn es nur nicht das positive Christenthum ist. Was ist es aber mit Jenen, welche die Gelehrten, die Ton=angeber, die literarischen Heroen spielen? Die wer=den wohl ferne sein von jeder Unredlichkeit? Ja, wäre gut, wenn es wahr wäre! Hören wir über den modi=schen Theil derselben einen Mann, der, wenn auch Protestant, doch seiner heiligen Gesinnung nach, ohne es zu wissen, der Einen Kirche angehörte, der wie ein Stern glänzt in den Finsternissen der letztern Jahre des verflossenen Jahrhunderts, der einen Geist besaß voll energischer Kraft und ein Herz voll deutscher Redlichkeit — sein nicht sehr bekannter Name ist: Ma=thias Claudius. Er sagt über den größten Theil der Gelehrten seiner Confession, die es in eigener Kraft übernommen, die Welt zu deuten, und die, indem sie die Schrift verdeuteten, die himmlische Aussicht in die andere Welt mit Brettern verschlagen wollten, Fol=gendes: „Und da nehmen sie nun Alles zu Hilfe, Ge=lehrsamkeit und Wohlredenheit, Alterthümer und Sprachgebrauch, Accomodation und babylonische Teu=fel, Volkssinn und Volksunsinn, um den offenbaren Verstand und die klaren Worte der heiligen Schrift unmündig, und aus Weiß, Schwarz zu machen. Und Andere, die wohl noch lieber beim Weißen blieben, lau=

fen mit, weil sie den Werth ihrer Sache nicht kennen, und es ihnen an Kraft und Muth fehlt, den Verdacht der alten Einfalt und des Zurückebleibens auf sich zu laden."

Wir haben nur zu bedauern, daß die Anzahl der redlichen Claudiusse noch immer im Abnehmen, und die Anzahl der babylonischen Teufel noch immer im Zunehmen begriffen ist. Somit sei der Abstecher, den wir von den Brettern, die die Welt bedeuten, in die Welt und ihre Bedeutung machten, vollendet, und wir kehren zu unserer Geschichte wieder zurück.

Neunzehntes Kapitel.

Krankheiten des Geistes und des Leibes. Das für die Erstern gereichte Universalmittel der Wahrheit, vor der Hand abgewiesen.

Tiure unde wert ist mir der Man,
der guet unde uebel betrachten kan,
der mich unde jegelichen man
nach sinem werde erkenen kan.

Gottfried von Straßburg.

Der große Scotus Erigena theilt in seinem Werke: De Divisione naturae *), zur nicht sonderlichen Ehre der Menschheit, das ganze Geschlecht derselben in vier Abtheilungen. Die Einen, sagt er, sind Narren, und werden auch dafür gehalten; die Andern sind keine Narren, werden aber von ihren wohlwollenden und gutmeinenden Mitbrüdern dafür angesehen; die Dritten werden nicht für Narren gehalten, obwohl sie solche im vollsten Maße sind, und die Vierten (deren Zahl unendlich klein ist) werden weder für Narren gehalten, noch sind sie solche. Diese Worte sind Worte der Kraft, Worte, die für alle Zeiten tau-

(* Edit. Gale Oxford 1681.

gen, Worte, die auch noch unsere sozialen Zustände in vier Klassen aus einander scheiden. Uebrigens geht es hier, wie bei den vier Temperamenten, es läßt sich hart eine Klasse ohne eine, wenn auch noch so geringe Mischung mit einer andern denken. Denn wo ist ein Weiser, der nicht auch von Narren beurtheilt, also von ihnen getadelt, und ebenfalls für einen Narren gehalten wird; wo ist hingegen wieder ein Narr, der nicht Narren fände, die ihn für einen Weisen halten? Eben so gibt es auch wenige Weise, die von der ganzen Menschheit verkannt wären, und wenig Narren, von denen es nicht einer oder der andere wüßte, daß sie solche sind. Somit wäre denn durch einen unsäglichen Aufwand von dem Scheidewasser ähnlicher, zersetzender Logik das Narrensystem des großen Philosophen in etwas wankend gemacht und sogar aufgelöst worden, nichts desto weniger aber gestehen wir es zu, daß die Eintheilung des Herrn Scotus nicht ganz ohne ist. Wozu aber dieses Präambuliren auf den Tasten der Philosophie längst dahingeschwundener Jahrhunderte? Darum, weil wir herausbringen wollen, daß die Kinder unserer Zeit lieber an dem größten Weisen seine kleine Narrheit, als seine große Weisheit beachten; weil wir zuerst von Crayon sprechen, um anzuführen, was er von Wanzenberger, dann aber von Frosch, um zu zeigen, was er von Falkensteiner hielt, und umgekehrt.

Wanzenberger pflegte Herrn von Crayon monatlich einmal zu besuchen, und ward bei diesem gut auf-

genommen. Was hielt nun Crayon von diesem seinen Besucher? Hielt er ihn für einen Narren? Ja und nein; das heißt theilweise ja, und theilweise nein. Wanzenberger hatte einen hausbackenen Verstand, ein offenes Gemüth und eine ungepflegte Phantasie, die wie wild durcheinander geschobene Baumwurzeln und Pflanzenknorren verschiedene komische Gesichter und Gestalten bildete, das ergötzte nun den für poetische Auffassung höchst empfänglichen Geist Crayon's, am liebsten aber war es ihm, wenn ihm Wanzenberger die Aufsätze seines Tagebuches zum Durchlesen brachte. In der Schreibart Wanzenbergers war eine Veränderung vorgegangen; denn erstens schrieb er jetzt anders, weil er in freien Stunden Manches las, was ihm Crayon geliehen, und zweitens, weil er mit Prätension schrieb; denn er wußte, daß Crayon sein Tagebuch lese, daß es also doch in etwas interessant sein müsse, und somit suchte er die Gedanken, welche er für gute erachtete, dichter anzusäen, um mehr Früchte des Beifalls einzuernten; theils suchte er sie zu einer noch größeren Schönheit durch gewählte Ausdrücke hinaufzuschrauben; durch dies Verfahren aber beraubte er seine Gedanken des Blüthenstaubes der Einfalt — und Crayon sagte zu ihm: Wanzenberger, schreiben Sie ihr Tagebuch, wie Sie denken, und gerade so, als ob es nur für Sie allein wäre. Der Anfang Ihres Journales hat mir mehr gefallen, als die Fortsetzung desselben. Nur die Feder des Dichters soll dem Baume im Frühling gleichen, der ein wenig geschüttelt

oder vom leisen Lufthauche berührt, alsogleich seine Blüthenflocken herabfallen läßt, daß sie ein schneeig weißes Tuch über die grünende Erde weben, denn eben so soll der Dichter seine Feder, wenn sie über das Papier hintanzt, anhauchen mit dem leisen Odem seines Geistes, daß ihr Wipfel erbebe, und ein Hagelwetter von Gedankenblüthen und Metaphern, Allegorien und luftigem Plunder niederregne auf die weiße Oberfläche des Papiers, daß aus den dürren Buchstaben und Zeilenbetten ein Garten voll duftiger Blumen aufblühe. Haben Sie mich verstanden, lieber Wanzenberger? Ja wohl, antwortete dieser, ich denke mir beiläufig, was Sie sagen wollen. Sie meinen, ich soll mit meinen Gedanken keine Seiltänzerkünste und Luftsprünge machen, doch — ich will Ihnen etwas sagen, Herr von Crayon, aber ich bitte mich nicht auszulachen: ich habe seit längerer Zeit eine Idee, die ich nicht aus dem Schädel hinaus zu bringen vermag — ich möchte nämlich ein Buch schreiben! — Wanzenberger, wenn Sie auch der böse Geist der Schreibewuth besessen hält, ich werde nichts thun, Sie von seiner Gewalt zu befreien, weil ich weiß, daß es vergeblich wäre; ich will sogar ihr Vorhaben fördern, so viel ich kann, denn ist ein solches Bestreben erst in einem Menschen aufgekeimt, so kann es oft nicht einmal durch den übelsten Erfolg gebändigt werden. Hören Sie einmal, was Byron über Jene sagt, die ohne gerade von einem gesunden Durst gequält zu sein, sich den Tintentigel zu ihrem Wonnebecher,

und ohne das Bedürfniß, auf den Parnaß zu steigen, die Feder zum Spazierstäbchen im blüthenreichen Haine der Poesie erkoren haben; ich will es Ihnen übersetzen:

Welch' eine Freude, sich gedruckt zu seh'n,
Soll auch im Buche nichts Gescheidtes steh'n.
Buch bleibt doch Buch. Doch krönt des Titels Glänzen
Den Schmierer nicht mit Ruhmes Lorbeerkränzen!

Wie gefallen Ihnen diese Verse? Wanzenberger erwiederte: Ich muß gestehen, mir ist, als ob Sie einen Kübel kaltes Wasser über meinen Rücken gegossen hätten — die Lust zum Büchermachen ist mir für diesen Augenblick vergangen. Wie im Müssigange alles Böse über den Menschen kommt, so habe ich auch, weil ich schon einige Wochen mit Faulenzen zubrachte, und mir Manches einfiel, was ich nicht für schlecht hielt, mich mit dieser Dichteridee belustigt. Crayon meinte, man dürfe sich durch einige gute Gedanken, die durch den übrigens leeren Kopfhimmel, wie einzelne Geier durch den Aether, fliegen, noch nicht in dem Wahne bestärken lassen, daß man ein Dichter sei; denn mehr oder weniger gute Gedanken haben die meisten mit Phantasie begabten Menschen, aber sie verstehen es nicht dieselben zu Tage zu fördern, und das eben ist die Aufgabe des Autors; der Dichter ist demnach nur der geschickte Geburtshelfer seiner Gedanken, welcher sie lebendig an's Licht zu bringen weiß. —

Das Gespräch kam dann auch auf einen andern Gegenstand. Wanzenberger empfahl sich, nachdem ihm Crayon das Versprechen seines baldigen Wieder-

kommens abgenommen. Als er bei der Thür draußen war, sagte Crayon zu sich: Der Kerl ist doch ein ganzer Narr! wie kann es ihm einfallen, ein Buch zu schreiben? Mangelt es ihm auch nicht am Geiste, so mangelt es doch an allen Mitteln der Ausbildung und der Gewandtheit! Der Kerl ist ein Narr, ich habe vielleicht selber dazu beigetragen, daß er verrückt geworden. Und was dachte sich der Fortgehende? Wahrscheinlich Folgendes: Herr von Crayon ist sonst ein geschickter Mann, alle Achtung, aber ein wenig ist er doch ein eingebildeter Narr, denn er thut sich auf seine Paar Bücher, die er geschrieben hat, zu viel zu Gute! — So geht es in der Welt, Einer hält den Andern für einen Narren, und total unrecht geschieht Einem selten dabei.

Als Wanzenberger bei der Thüre draußen war, begann Crayon in dem Tagebuch desselben zu blättern, aus welchem wir einige Stellen ausheben wollen, die auf das weitere Schicksal des Harmonika-Fabrikanten Bezug haben, oder auch solche, welche über seine Denkweise Aufschluß geben.

Neue Fragmente aus Wanzenbergers Tagebuch.

Als ein armer Schlucker kam ich nach Wien, und hier bin ich durch ein Roßglück ein reicher Mann geworden; mir fehlte nichts, als Menschen, die ich liebe, und die sich mit mir freuen, auch diese ließ ich kommen (er meint Mutter und Schwester), und nun sind

sie da. Wäre ich nun zwei Jahre später gekommen, so hätte ich es nimmer bis zum Hausherrn gebracht — ich bin froh, daß ich das Meine in Sicherheit habe, denn die Harmonika-Geschäfte gehen schlecht, es sieht nicht mehr viel dabei heraus; ich habe sie deßwegen auch aufgegeben. Mein Gesellschafter that deßgleichen, verlegte sich auf die Bierversilberei, welches ein ambulirendes, einträgliches Geschäft ist, und rieth mir ein Gleiches zu thun. Da les' ich nun schon durch fünf Wochen in Einem Athem, und zanke zum Intermezzo mit meiner Schwester. Das Lesen machte mir großes Vergnügen, wenn man aber sonst gar nichts zu thun hat, wird es sehr langweilig. — Es muß eine eigene Passion sein, ein Buch zu schreiben, wenn ich nur wüßte, über was, oder wenn ich nur überhaupt etwas wüßte! Wozu doch der Uebermuth den Menschen bringen kann! — (Nach dieser Stelle finden sich im Tagebuche gegen zwanzig Namenszüge Wanzenbergers, an denen als Man. prop. Fascesbündel aus schwarzen Strichen und lang hinabhängende Stöpselzieher oder Druckfedern hängen; auf diese Namenaufschreibung verlegte sich der Schreiber gewöhnlich dann, wenn ihm der Verstand stille zu stehen anfing, was auch hier nach Fassung der großen Buchidee geschehen sein mochte.)

Nun ist meine Schwester glücklich verheirathet, sie zankt alle Tage mit ihrem Manne; ich bin froh, daß ich sie aus dem Hause habe, obwohl ich sie liebe, sie ist aber Eine von denen, die außer dem Hause lie-

benswürdiger sind, als im Hause. Mein Gesellschafter wollte sie, und sie wollte ihn haben; als sie mich um Rath fragte, erwiederte ich ihr: Du sollst ihn haben, den freien deutschen Rhein! Dieß ist mein Lieblingssprichwort, wenn ich Einem seinen Willen lassen will.

Ich werde nicht heirathen, denn ich gedenke so im ledigen Stande glücklicher zu leben; es steht auch nichts im Gebote davon, daß der Mensch heirathen muß — warum soll ich mich quälen? Viele Weiber haben verborgene Drachenflügel, die sich erst nach der Hochzeit entfalten, wie die Schmetterlingsflügel nach dem Ausfallen aus der Puppe; und wer steht mir gut, daß ich nicht auch eine Solche bekäme? Berg (so heißt Wanzenbergers früherer Compagnon und jetziger Schwager) war immer dagegen, wenn ich mit ihm von meinem beabsichtigten Ledigbleiben sprach, er nannte mich einen selbstsüchtigen Menschen, er redete viel von häuslichem Glück, vom Aufopfern für eine Familie, vom Wohl des Vaterlandes (dem er wahrscheinlich durch die Vaterschaft den größten Dienst zu leisten vermeint) — nun, nachdem er meine Schwester geheirathet, sehe ich, wie wenig ihm diese Wortkrämerei vom Herzen ging; (ich halte überhaupt in der Art auf ähnliche Schreier nichts, sie reden viel von Aufopferung für Andere, und suchen dabei wenig Anderes als ihre eigene Lust); nun sagt er kein Wort mehr davon, daß ich heirathen soll, und warum? Weil er denkt, wenn ich sterbe, so könnte er oder seine Kinder mein Geld

brauchen. Aber ich kenne ihn durch und durch, den Schelm! Berg, ich kenne Dir, Du willst mir etwas vorspiegeln — Spiegelberg, ich kenne Dir! Aber ichg bleibe ledig. — Meine Mutter wäre hier ganz zufrie= den, bis auf die Berge, welche ihr abgehen. Ich führte sie neulich auf das Kahlengebirge, aber das nützt Alles nichts — das sind nicht die Berge der Hei= math. Sie weinte — will aber doch nicht fort von Wien, und das ist ein Zeichen, daß sie ihre Kinder lieber hat, als ihr Vaterland.

Was ist doch der Stifel für ein armer Lump! An ihm ist das Sprichwort (im verkehrten Sinne) wahr geworden: Ehrlich währt am längsten. Mit wel= chem Heißhunger verschlingt er das Mittagsmal, wenn ich ihn aus Erbarmung einlade, die ich ihm aber nie fühlen lasse; wie höflich bedankt er sich für jede Pfeife Tabak, die ich ihm verabreiche, wie gerne sieht er es, wenn ich unter dem Vorwand des Aufmischens seiner dürren Tabakskörner ihm die Dose anfülle? Und mit welcher Prätension ging er nach Wien — als ob man ihm hier schon mit klingendem Spiel entgegen zöge! Abends zeigt er sich aber doch den Leuten prächtig aus= staffirt, und singt so lustig, wie irgend Einer, dem der Himmel voll Geigen hängt. Wenn ich ihn so betrachte, so kommt er mir vor, wie das Bild der Weltlust — es ist viel Jubelgeschrei im Munde — aber wenig Freude im Herzen. Er sint, weil er sin= gen muß, und schreiet oft sogar über seine Pflicht, aber nur um den Hunger und das Elend, diese höllis

schen Gäste, auf eine Weile von Leib und Geist fern zu halten.

Was war das für eine Freude für mich, als Peter, der Sohn des Herrn Fabius, meines einstigen Dienstherrn, mich besuchte! Mit welcher Achtung behandelte er mich! Was doch das Geld auch auf gute Leute für einen Einfluß ausübt! Selbst der tugendhafte Mensch hält es lieber mit einem Tugendhaften, der Geld, als mit einem Tugendhaften, der kein Geld hat! Warum? Weil bei dem Ersteren seine Freundschaft ohne den Prüfstein des Borgens und Gebens bestehen kann, während das beim Letzteren nicht so leicht der Fall ist. Zu Rumpelhausen hat mich Peter immer für einen Pinsel gehalten, aber er sah mich gerne; er ist mir auch jetzt noch zugethan, hält mich aber für keinen Pinsel mehr, müßte nur der Fall sein, daß er es heimlich thäte, ohne es merken zu lassen. Uebrigens sei es, wie immer, was liegt daran? Wie wird er es mit seinem alten Freunde Frosch halten, wenn er mit ihm zusammenkommt?

Wanzenbergers erste und letzte Poesieprobe auf einem Abendspaziergange im Walde.

Johanniskäferlein,
Die weben mit goldenen Fäden
Den Weg den ich gehe zum Teppich ein.
Und wenn sie mit Gluthstreifen wandern,
Von einer Rose zur andern,
Da weben sie wohl auch die Blumen hinein.

Da denk' ich mir mancherlei schnurrig und toll,
Es scheint mir der Wald von Christbäumen voll,
Es wiegen sich Lichter auf Zweigelein,
Es strahlen die Käfer wie Kerzenschein.

Das ist so schön, da freu't mich die Nacht,
Da denk' ich an Gott im Himmel dr'oben,
Der die kleinen Schelme so glänzend gemacht,
Und ihnen für's Sommernachtleben
Eine Laterne gegeben,
Und mit seinem Hauche sie angefacht,
Und da thu' ich ihn loben.

Da weine ich oft und weiß wicht warum,
Aber die Leute, die dürfens nicht sehen,
Denn sie nennen Alles dumm,
Weil sie es nicht recht verstehen.

O Lichtlein zart,
Die ihr am Weg hin- und wiederfahrt
Die Glut wird euch bald verzehren;
Auch ich hab' ein Licht,
Das verlöschet aber nicht,
Der Herrgott laßt es brennen ewig helle,
Es ist meine Seele!

Ende des Journalfragmentes.

Peter hatte sich bei Wanzenberger und Crayon um Frosch's Wohnung erkundigt, es war aber schwer, dieselbe zu finden, denn er blieb selten länger, als vier- zehn Tage, an einem und demselben Orte. Da Peter seinen alten Freund in Wahrheit gerne gesehen hätte — so bat ihn Wanzenberger an einem Sonntag zu sich, mit dem Bedeuten, daß er da Frosch, der sein

festtäglicher Gast sei, wahrscheinlich antreffen werde. Die Freunde trafen sich — Frosch war Anfangs sehr verschlossen, und thaute nur nach und nach auf, als ihm die Ueberzeugung wurde, Peter verachte ihn in keiner Beziehung. Peter hatte für den Abend die Logenschlüssel seines Schwagers in's Burgtheater, es wurde Tasso gegeben. Er verlangte von Frosch und Wanzenberger, sie möchten Beide ihn begleiten. Der Vorschlag wurde angenommen, nur äußerte Frosch, er habe dieß Stück schon vor Jahren gelesen, und erinnere sich, daß es ihm damals sehr langweilig vorgekommen sei. Aber es ist von Göthe, sagte Peter, und wird allgemein als ein Meisterstück anerkannt. Das ist mir rein Alles Eins, erwiederte Frosch, ich habe mein Urtheil und meinen Geschmack für mich, und richte mich nie nach dem, was Andere sagen. Peter zog Wanzenberger bei Seite, und raunte ihm in die Ohren: Könnten Sie nicht dem Frosch einen andern Rock leihen? der seine sieht für einen öffentlichen Ort zu fatal aus! Das, erwiederte Wanzenberger, ist ein fataler Punkt, mit einem solchen Antrag könnten Sie ihn leicht böse machen; es bleibt nichts übrig, als wir Zwei setzen uns wie zufällig vorwärts, und lassen ihn den Hintergrund der Loge einnehmen, somit werden seine schwachen Seiten durch unsere Rücken gedeckt. — Peter reuete es schon heimlich, seinen Freund in's Theater geladen zu haben, er ließ aber nichts spüren.

Frosch ging inmitten des Stückes davon. Er that

dieß vielleicht in der Sucht, ganz eigen und originell zu scheinen, oder es mochte auch sein, daß er wirklich Langeweile empfand. Wanzenberger wäre vielleicht auch gerne mitgegangen, aber er hatte zu viel Gefügigkeit in das Urtheil Anderer, auch zu viel gute Lebensart, und gefiel sich jetzt zu sehr in seiner Rolle als Gentleman, in einer Loge, um, wie Heinrich V. bei Shakespeare sagt: dem »gemeinen Gelüste nach Dünnbier" nachzugeben. — Auf diese Weise löste sich Frosch immer mehr von der Welt los, deren angenommene Gebräuche er mit Füßen trat, und zog sich in das abgeschlossene Schneckenhaus seiner Originalität zurück. Wenn Einer von seinen beiden Freunden, bei denen er an Sonn- und Werktagen zu Mittag zu speisen pflegte, ihm nur ein schiefes, wenn auch wohlgemeintes Wort gesagt hatte, so war dieß genug, ihn auf einige Wochen zu verscheuchen. So hatte Wanzenberger ihm einst, beim Anblicke des üblen Zustandes seiner Piedestale, ein Paar neue Stiefel angeboten, mochte dieß aber vielleicht nicht in der schonendsten Weise geschehen sein, oder war ihm ein sarkastisches Wort über die Lippen gekommen, genug, Frosch ließ sich den nächsten Sonntag nicht sehen, und fand sich zu Mittag bei Falkensteiner ein. Dieser hatte schon längere Zeit die hektische Röthe auf den Wangen des Malers bemerkt, und suchte den durch die Kränklichkeit herabgestimmten und seine innere Zerrissenheit immer tiefer fühlenden Menschen auf das Suchen seines inneren Friedens hinzuleiten. Diese Versuche

bewirkten jedoch nie etwas Anderes, als daß Frosch einige Tage hindurch ausblieb, und erst vom Hunger gequält wieder erschien, wo er dann das naive Geständniß zu machen pflegte: Ich wollte Ihnen trotzen, aber mein Magen ist immer stärker, als mein Hochmuth.

An dem oben erwähnten Sonntage entspann sich, vor dem Speisen, zwischen Frosch und Falkensteiner folgendes Gespräch.

Falk. Haben Sie das Grabmal meiner verstorbenen Frau, das Sie mir zu zeichnen versprachen, schon angefangen?

Frosch. Ja, hab's da, kann es Ihnen auch schon geben! War heute von 6 Uhr Früh bis 11 im Freien, und außer dem Todtengräber und seiner Familie und seinen Hunden der einzige lebendige Bewohner des Schmelzer Gottesackers.

Falk. Ah, schön! Das haben Sie recht gut gemacht! Sie sind schnell gewesen bei der Arbeit.

Frosch. Nicht sehr, ich habe oft zu zehn Minuten lang ausgesetzt, und meine Betrachtungen angestellt. Das Wagengerassel der ferneren Straßen, der wirbelnde Lerchengesang und das ferne Getöse von Wien gibt eine eigene harmonische Tonmischung, die dort mit der herrschenden Ruhe kontrastirt. Alles stürzt sich in den wogenden Strom der Lust, Niemand kümmert sich um die Freunde, die ihm abhanden gekommen; die Todten haben den Sonntagsmorgen alleine und ungestört für sich; die Sonne geht wie eine aufgewandelte Hostie beim Todtenopfer über die Grab-

hügel hin, der Kelch der Leiden aber fehlt ihnen, denn diesen haben schon die meisten im Leben ausgetrunken, und die höhnende, lügende Natur wirft ihre blumen=durchwirkten Teppiche über den vermodernden Staub. Es wird da das Gegentheil der alten Mythe *) sichtbar, in der es heißt: daß durch das Säen von Steinen die Menschen aus der Erde wuchsen, denn hier wachsen durch das Säen von Menschen die Steine aus der Erde.

Falk. Sie sind ja heute begeistert; ich hörte Sie noch nie so lange hinter einander reden.

Frosch. Das ist mir jetzt leicht; denn was ich sagte, habe ich draußen geschrieben, und zwar auf das Blatt, auf welches ich mir früher die Contouren zeichnete.

Falk. Wollen Sie es mir nicht sehen lassen?

Frosch. O ja, ist nicht so viel daran zu sehen.

Falk. (nimmt das Papier und liest) »Phantasien am Schmelzer Friedhofe! Was sind Grabsteine? Kurze, skizzirte Lebensgeschichten, auf denen die algebraischen Zeichen der Geburts= und Sterbejahre die Hauptrolle spielen, die wie Paranthesis und Claudatur, wie zwei Einschließungs=Halbmonde das ganze Erdenleben umschließen, von welchem übrigens selten eine Erwähnung geschieht. Oft sind es steinerne Aushängschilder steinerner Herzen, um die Niemand trauert,

*) Deukalion und Pyrrha, in verhüllende Gewänder gekleidet, warfen, der Mythe nach, Steine hinter sich, die zu neuen Menschen wurden.

als der steinene Engel mit der umgestürzten Fackel ohne Feuer, und mit den betrübten Augen ohne Thränen, und mit der trauernden gebeugten Gestalt, der übrigens durch das Leidtragen am Embonpoint noch kein Abbruch geschehen ist. Was ist aber der Mensch selber Anderes, als ein wandelnder Leichenstein, mit einer Inschrift voll Gedanken, Worte und Handlungen, die er selbst am besten zu lesen vermag, und die nur durch den Schlaf, und am Ende durch den Tod unterbrochen wird. Das, was ein solcher Leichenstein gewöhnlich nach Außen hin zur Schau trägt, sind glänzende, goldene Worte in der festen Lapidarschrift eines soliden Charakters, während im Innern nur der Moder und die Fäulniß der Selbstsucht wohnt.»

»Wie öde ist der Gedanke: Auch über dich werden einmal die Zeiten und der Jahreswechsel vorüberrauschen; bald wird der Blüten- und Blumenschnee mit seinem vielfärbigen Schleier dich bedecken, und bald der Winterschnee sein weißes gespenstisches Leilach über dich breiten. Da liegen sie unten die schmutzigen dummen Gerüste nach dem abgebrannten Feuerwerk des Lebens, die hohlen zerrissenen Raketen, die oft unter dem Beifallsrufen der staunenden Menge sich hoch in die Luft erhoben, und die sich im Emporsteigen selber auszischten, wie Menschen, denen es der innere Richter sagt, was eigentlich an ihnen ist, wenn auch das lobhudelnde Volk von Außen nur zu applaudiren und »Bravo» zu rufen versteht. Eben wird neben mir, wie es die geneigte Holztafel anzeigt, eine Sängerin

ausgegraben, deren eigenes Grab nur für den Zeitraum einiger Jahre bestimmt war. Ich entsinne mich, ihren Namen gehört zu haben; vor ungefähr fünfzehn Jahren machte sie im Kärnthnerthor Furore — ist nichts mehr da, als der Schädel — der wahrscheinlich öfter mit königlichen Diademen geziert war, als der einer wahren Königin. — Die Augenhöhlen kommen mir vor, wie verfallene Feueressen, auf denen glühende Blicke geschmiedet wurden. Siehe, auch sogar des Todtengräbers Taglöhner philosophirt; er betrachtet genau den Mund, und denkt sich wahrscheinlich: Wo sind jetzt die Nachtigallentöne, die einst daraus hervorgequollen? — Doch — wie hab' ich mich geirrt! Diese Leute sind praktischer, als man es denkt, er nimmt eingesetzte Zähne heraus, und lächelt: der Golddrath, der sich daran befindet, ist auch nicht zu verachten — der Mann versteht sein Gewerbe. — Doch nun an's Zeichnen des Grabmales — das Grabmal wäre leicht, schwerer ist der verwetterte Hintergrund von tausend und tausend Kreuzen, über welche die Pflugschaar des Todes alle zehn Jahre hinfährt, um diese Blumen der Erinnerung zu stürzen, und sie mit der schwarzen Erde zu verhüllen, auf der wieder neue Kreuze auf eben so lange Zeit emporblühen *). —

*) Die Mehrzahl der Grabmonumente, steht in den Wiener Begräbnißplätzen frei, denn die Wände sind schon längst gefüllt. Die großen Schachten, in denen für zehn bis vierzehn Individuen (groß und klein) Raum ist, werden nach Verlauf eines Decenniums geöffnet und neu ge-

Schon wieder der Husten! Wenn es nun der Währinger-Pfiff sein thun thäte? *)

Falkensteiner hatte die letzten Zeilen gelesen, und sprach: Sie sollen aber mit Ihrem Husten in der That keinen Spaß machen. Haben Sie schon einen Doktor zu Rathe gezogen?

Frosch. Wenn ich schon einmal expedirt sein muß, wozu noch einen Doktor? Dann wird wohl der Husten allein mit mir fertig werden. Doch, mein' ich, ist es nicht so arg.

Falkenst. Sie thun aber nicht wohl daran, wenn Sie die rechte Zeit versäumen. Sie sollen auch nicht so früh am Morgen in's Freie gehen, die Morgenluft ist etwas zu rauh. Sind Sie heute in keiner Kirche gewesen?

Falkensteiner fürchtete aus Ernst, was Frosch halb im Spaß ahnte, und daher suchte er den Maler, dem das Scheiden von der Erde so nahe schien, auf eine Vorbereitung zum Tode hinzulenken, ohne ihm gerade diesen nahen Tod als unvermeidlich vor Augen zu stellen. Frosch war über die an ihn gestellte Frage betroffen, denn er mußte sich dabei sogleich denken: Warum fragt er mich eben jetzt, da ich schon einmal meine Gesinnung leise aussprach, und er mich seitdem mit

---

füllt, natürlich schwinden dann auch die Kreuze; Monumente aus Stein, werden nur auf eigenen, nie auf Commun-Gräbern aufgeführt.

*) So wird unter dem Volke jener Husten genannt, welcher ein hektisches Leiden anzeigt; er hat seinen Namen vom großen Währinger Friedhofe; weil er seine Opfer diesem, oder irgend einem andern in kurzer Zeit zuführt.

allen Bekehrungsversuchen verschonte? Falkensteiner mag ein religiöser Mann sein, er hat sich aber auch stets gegen mich tolerant erwiesen. Was nun antworten? Alle diese Gedanken zogen leicht und schnell am Geiste des Malers vorüber, nachdem die obige Frage an ihn ergangen war; und er sprach, wie folgt:

Frosch. Wenn ich beten will, kann ich es ja an allen Orten, ist denn Gott nicht allgegenwärtig? Bedarf er der Ceremonien und des Formenwesens?

Falkensteiner. Es darf Sie nicht verdrießen, wenn ich Ihnen über diesen Punkt reinen Wein einschenke: Ihre Einwendung ist das Ergebniß des flachsten Romanendeismus; und mir kommt sie um so abgeschmakter vor, weil ich ihre Oede und Leere an mir selber fühlte, ich war auch zu meiner Zeit ein Bilderstürmer und Allerweltsjunge, und weil ich die Pfeife gut kenne, aus der sie blasen, so dürfte es mir auch gelingen, Sie auf ihren falschen Fingersatz aufmerksam zu machen. — Ihr Ueberallgebet ist eine Lüge, denn der katholische Christ, wenn er den einfachsten Unterricht in seiner Glaubenslehre empfangen hat, wird, wenn er aus Selbstverschuldung die Kirche vernachlässigt, weder zu Hause, noch irgend wo anders etwas beten.

Frosch. Wenn Sie unter dem Gebete wieder nur die Form des Wortes verstehen, dann mögen Sie Recht haben, denn nur, wer sich der Form oder dem

Buchstaben ganz entrungen hat, der vermag es, dem Geiste nach zu leben, und zu beten.

Falkensteiner. Wie wollen Sie dies Entringen vom Buchstaben verstanden haben? Ich will es Ihnen erklären. Sie meinen damit wahrscheinlich, man könne hier auf Erden thun, was Einem gerade einfällt, und somit halten Sie das ganze Gesetz, was uns ist gegeben worden, für den Buchstaben, und das dem Menschen so wohlgefällige Handeln nach seiner Willkür, das soll höchst wahrscheinlich die Kraftäußerung des freien Geistes bedeuten, und das aus dieser Ansicht hervorgehende Gebet wäre, kurz gefaßt, folgendes: Mein Gott, ich bin schwach, und thue hier was ich will — was liegt Dir viel daran — du bist die Liebe, am Ende wirst Du uns Alle verklären! — Aber dies Gebet, obwohl ein irriges, weil es die Gerechtigkeit Gottes verläugnet, ist am Ende noch zu gut für Leute mit Ihren Ansichten. Sie sollen so beten, wie jener Franzose, den die Zeit mit ihren Philosophemen ganz und gar verwirrt gemacht hatte, und der einmal in Gefahr, das Bedürfniß des Gebetes in sich fühlend, sich auf folgende merkwürdige Weise an Gott wandte: Mein Gott, wenn es einen gibt, nimm meinen Geist, wenn ich einen habe, zu dir in den Himmel auf, wenn einer ist!

Frosch. Aber ich meine, es ist immer noch ein Unterschied zwischen einem Menschen ohne Religion und zwischen einem solchen, der zwar Religion besitzt, aber nicht Lust hat, sich zu einem Betbruder machen zu lassen.

Falkensteiner. Sie irren, wenn Sie der Meinung sind, diese ihre Worte könnten mich angreifen, ich sage Ihnen sogar, ich und jeder wahre Christ soll den Wunsch hegen, alle Menschen zu Betbrüdern und Schwestern im guten Sinne machen zu können, denn nur dadurch vermögen wir unser Herz der wahren Liebe aufzuschließen, wenn wir zu unserm Vater beten; thun wir das nicht, so haben wir die Liebe verloren, und sind mit unsern Komplimenten und Ceremonien, mit unsern Fortschritten und unserer Civilisation nichts Anderes, als wilde Bestien mit schön gestreiften Fellen, die nichts Anderes suchen, als ihren Fraß und ihren Raub und ihre Lust.

Während dem wurden die Beiden in's Speisezimmer gerufen, es fanden sich daselbst auch ein Paar andere Gäste ein, und das begonnene Gespräch war somit abgebrochen. Frosch gab sich einsilbiger, als gewöhnlich. Durch seine kränkliche Reizbarkeit kam es, daß er jetzt leichter über etwas verdrossen wurde, als früher. Er blieb durch einige Tage aus. Falkensteiner beschloß nun, ihnzu besuchen und um die Ursache seines Nichterscheinens sich zu erkundigen. Frosch wohnte eben in der Kammer bei einem Schustermeister. — Ein Sohn des Schusters lag im Todesröcheln, das letzte Stadium der Lungensucht zeigte sich an seinen erdfahlen Zügen, und an dem beschwerlichen Ringen nach Luft. Falkensteiner, nachdem er sich erkundigt, ob Frosch zu Hause sei, schritt schnell auf die Kammer desselben los, und fand ihn gemächlich in seinem Bette

liegend, in Tabaksqualm eingehüllt und einen Roman von Cramer in der Hand. Frosch hätte, als er Falkensteiner sah, das Buch gerne verborgen, doch war es schon zu spät. Wie geht's Ihnen? fragte dieser: Was lesen Sie da? Frosch reichte das Buch verlegen hin. Falkensteiner hatte es kaum angesehn, als er es lächelnd wegwarf und sprach: Wenn ich es in den Händen eines Schustergesellen fände, so würde es mich nicht Wunder nehmen.

Frosch. Der Büchelmann (herumwandernde Leihbibliotheksinhaber) hatte eben nichts Anderes.

Falkensteiner. Wie mögen Sie sich denn damit entschuldigen! Stehen Ihnen nicht alle meine Bücher zu Gebote? Warum begehren Sie von mir nichts? Der arme Mensch im Zimmer draußen scheint eben im Sterben.

Frosch. So? Nun, war ohnedies keine Hilfe, er hat schon lange herumgezogen — nimmt doch einmal das Husten ein Ende.

Falkensteiner. Sie sprechen sich in der That höchst menschenfreundlich aus!

Frosch. Warum? Helfen kann ich ihm nicht, und wenn er stirbt, ist es für ihn die größte Wohlthat.

Falkensteiner. Warum sind Sie denn schon so lange nicht zu mir zum Speisen gekommen? (Keine Antwort.) Sind Sie vielleicht krank, und können nicht aufstehn, so werde ich Ihnen etwas schicken.

Frosch. Ist nicht nöthig, ich kann schon selber kommen; mir ist das Aechzen des Kranken

ohnehin zuwider; ich werde mich hier bald aus dem Staube machen.

Falkensteiner entfernte sich — Frosch erschien zu Mittag, und bat um eine Lektüre, es wurde ihm unter andern Büchern belletristischen Inhalts auch Stolberg's Büchlein von der Liebe angeboten, er schlug es auf, gab es aber sogleich zurück, als er bemerkte, daß der Inhalt desselben ein religiöser sei. Geben Sie mir lieber etwas von Shakespeare, sagte er zu Falkensteiner. Dieser zeigte ihm die Werke des genannten Dichters, mit der Bemerkung: Hier wählen Sie sich aus, was Sie wollen; ich halte Shakespeare selber für den größten aller Dichter, aber das Eine, was Ihnen noth thut, das kann er nicht; nähmlich: Sie auf den rechten Weg bringen.

Wie nun Frosch lebte und zehrte, wenn er es nicht für gut fand, den Freitisch Falkensteiners zu besuchen, dies zeigte sein nachlässig geschriebenes Buch der Ausgaben, in welchem an jenen Tagen oder Wochen, an denen er nicht erschien, folgende Notizen à la Falstaff *) sich vorfanden:

Wurst 5 kr.,
Tabak 3 kr.,
Brot 2 kr.,
Bier 12 kr. auch bisweilen 20 kr.

---

*) Siehe Shakespeare's Heinrich IV. 1. Theil, 2. Act. letzte Scene.

Seine Gesundheit nahm daher sichtlich ab, oft hatte er auch nicht Geld genug, um die angezeigten Bedürfnisse zu erschwingen, und dann bildeten Tabak und Brot die einzigen ärmlichen Ausgaberubriken. Stolz, Nonchalance und Faulheit brachten den genialen Menschen so sehr herab; Falkensteiner nahm ihn endlich, um eine geregelte Thätigkeit in sein Leben zu bringen, ganz in sein Haus auf, und wies ihm zur Wohnung das erste Stockwerk eines Gartenhauses an. Nun wurde Frosch in der That fleißiger, aber auch von Tag zu Tag kränker. Endlich bewog ihn Falkensteiner, den Doktor Ulleman zu Rathe zu ziehen. Frosch wollte nur von einem Manne Heilmittel annehmen, dessen Genialität erwiesen war. Falkensteiner, der den Doktor kannte, übernahm es selbst, seinen Kranken aufzuführen. Der Doktor, schon früher von den Talenten und der Lebensweise des jungen Mannes unterrichtet und seinen traurigen Zustand bemitleidend, empfing ihn liebevoll. Frosch, der vor dem großen Rufe des Arztes, den sich dieser in mehreren Gebieten der Wissenschaft erworben, auch eine große Achtung hatte, trat schüchtern ein, seine Befangenheit mochte noch durch den Umstand erhöht werden, daß der Doktor nicht für Geld kurirte, und daß seine Diagnose gewöhnlich haarscharf über Tod und Leben entschied. Ullemann hatte kaum die Schüchternheit des Malers bemerkt, als er ihn bei der Hand faßte und zu sich auf einen Sessel zu sitzen zwang: Wo fehlt es Ihnen, armer Mann?

So wurde der Kranke angeredet, — dem Doktor wären aber alle Fragen und Antworten nicht nöthig gewesen, denn er hatte im ersten Augenblicke genug aus dem Gesichte des Kranken gelesen, um ihm sagen zu können: Freund, für dieß Leben bist Du verloren! Er sagte es aber nicht, sondern verabreichte dem Maler einen Thee, und gab ihm den Auftrag, wenn es mit ihm vielleicht schlimmer würde, so solle er sich wieder sehen lassen. Frosch war über die menschenfreundliche Behandlung des Arztes gerührt, und sagte im Fortgehen zu Falkensteiner: Wenn ich gesund werde, so will ich ihm ein Bild malen, welches ihm Freude macht; kaum aber hatte Frosch diese Worte ausgesprochen, als er auch schon wieder den Muth sinken ließ, und schwermüthig lächelnd sagte: Der Doktor meinte, wenn es schlechter wird, soll ich wieder kommen; er gab mir wohl einen Thee, sah mir es aber wahrscheinlich auch an, daß ich schon den Thee habe *).

Zu dieser Zeit hatte Frosch eben ein Bild für einen geachteten Geistlichen gemalt, als er es nun demselben brachte, fragte ihn dieser, was ihm fehle, weil er nicht ganz gut aussehe. — Ich bin krank, erwiederte Frosch betrübt, und wie es mir scheint, sehr krank. — Wenn Sie nun, sprach Jener weiter, bettlägerig werden sollten, haben Sie auch einen Ort, wo Sie auf die gehö-

*) »Den Thee haben« ist eine Wiener Redensart und bedeutet: eine Krankheit haben, bei der an kein Gesundwerden, oder bei Kaufleuten, in einer Finanzenverwirrung sein, bei der an kein Aufkommen zu denken ist.

rige Pflege hoffen dürfen? — Ich habe wohl Bekannte, aber ich will Niemand zur Last fallen, lieber möchte ich auf einem Feldweg sterben.

Nun, auf den Fall, daß Sie sich legen müssen, kommen Sie zu mir — ich will sorgen, daß Sie in's Hospital der grauen Schwestern kommen.

Aus den Augen des Malers quollen Dankesthränen, er sprach gerührt: Ich meine, ich bin jetzt schon in dem traurigen Zustande, den gütigen Antrag annehmen zu können. —

Frosch ging zu Falkensteiner, und bedankte sich nach dem Mittagsmahle für das Gute was er bei ihm empfangen; er sagte in seiner naiven Tirolerweise: Seh's wohl ein, daß ich mich gegen Sie oft eselhaft benommen habe, aber Sie sind gescheidter und besser gewesen, als ich, mög' es Ihnen Gott vergelten, ich werde Ihr Haus kaum mehr betreten." Falkensteiner, den die Sprache, weil er sie von Frosch nicht gewohnt war, um so mehr ergriff, ging in ein anderes Zimmer, um eine Thräne zu verbergen. Bald kehrte er wieder, sprach dem Maler Trost zu, und meinte, er dürfe die Hoffnung noch nicht aufgeben. Es waren zwei Briefe an den Maler angekommen, denn seit zwei Jahren hatte Frosch seine Freunde ersucht, jedes Schreiben an Falkensteiner zu adressiren, um wegen dem beständigen Wohnungswechsel nicht immer neue Adressen in die Ferne berichten zu dürfen.

Der eine Brief war von den Behörden seiner Vaterstadt, und enthielt die unter andern Umständen gewiß

erfreuliche Nachricht, daß eine Verwandte ihm in ihrem Testamente 600 fl. vermacht habe, welches Geld er in ungefähr einem Jahre nach gehöriger Ausweisung zu Wien erheben könne.

Nun, sagte Frosch, den Brief seinem Freunde hinreichend, jetzt hab' ich es wenigstens so weit gebracht, daß ich ein Testament machen kann; denn ich selber werde von diesem Gelde kaum mehr etwas berühren.

Er las den andern Brief — der war von Rund, dieser hatte ihm schon über Ein Jahr lang nicht geschrieben — Frosch war begierig, was der Brief enthalten wird, denn Rund war auch Maler geworden, und hatte sich schon über zwei Jahre zu Rom aufgehalten. Er schrieb:

Rom.

Lieber Freund!

Die Zeit ist nahe, wo ich Dich sehen werde! ich zittere vor Freuden, wenn ich an unsere Zusammenkunft denke — ich gehe bald nach Wien. Ich verlegte mich ganz auf die Historie und, Gott sei Dank, nicht ohne Glück. Ich hoffe, Arbeit genug zu bekommen, die mir behagt. Wie bin ich begierig, etwas von Dir zu sehen! Wärest Du nur hier, da herrscht reges Leben in der Kunst; Vater Koch *) hätte eine pudelnärrische Freude, wenn Du sein Schüler würdest; er ist ein eben so origineller Kerl, wie Du. Als ich seine Rumforder

---

*) Ein berühmter Landschafsmaler (gebürtig aus Tirol), der aber jetzt schon todt ist.

Suppe *) las, dachte ich oft an Deine Kunstansichten, die Du schon als Studiosus bisweilen ausgesprochen. Vielleicht gehen wir einmal mitsammen in den Himmel der Kunst, nach Italien, denn ich bin nicht Willens, mich für immer in Deutschland niederzulassen. — Uebermorgen reise ich schon ab, bald also werde ich dem Briefe nachfolgen. Ich wollte Dich Anfangs überraschen, und Dir meine Ankunft nicht melden, aber die Freude macht mich geschwätzig. Eben holt mich ein Freund ab, daß ich mit ihm verabredeter Maßen die Peterskuppel besteige. Ich sah schon öfter die schöne Welt, von da droben aus, zu meinen Füßen liegen, mein Freund wird sie heute zum ersten Mal sehen. Ich nehme eine Bleifeder mit, und vollende droben den Brief. Wie müßt ihr euch nun plagen, ihr Füße, um den Augen eine Freude zu machen.

Von der Peterskuppel.

Roma, die Stadt der Weltgeschichte, liegt auf zwölf Hügeln ausgebreitet zu meinen Füßen! Was hätte Cäsar oder Oktavian August für eine Freude gehabt, wenn sie von diesem erhabenen Standpunkt aus die Stadt ihrer Triumphe, das Zauberland ihres Ruhmes gesehen hätten? Wie hätte es Nero ergötzlich gefunden, von hier aus sein großes Feuerwerk anzuschauen, als es ihm einst in den Sinn kam, die ganze Stadt Rom als ein Feuerwerksgerüste, und die Römer

---

*) Ein sarkastisches Buch über Kunst, Künstler und Kunstkennerei, von Koch.

als herum fahrende, pfeifende, prasselnde Raketen zu betrachten. — Welch' ein Chaos von Paläſten mit marmornen Treppen und Säulengängen, von altergeſchwärztem Mauerwerk und jugendlich grünenden Cypreſſen, von ſteinernen Obelisken und Springbrunnen, die aus der Mitte ihrer Marmorbecken aufwachſen, wie Lilien in Porzellangefäßen; von zerſtörten heidniſchen Tempeln, an deren Säulen der Epheu rankt, und von chriſtlichen Kirchen, ob deren Kuppeln und Thürmen die Kreuze im Sonnengold ſtrahlen! Weiße Villen glänzen in der Ferne auf dem dunkeln Grunde von Citronen- und Eichenhainen! Die vergeßliche Tiber rinnt ſo unſchuldig dahin, als ob ihre gelben Wellen nie angeſchwollen wären von vergoſſenem Menſchenblut. Spielend wälzt ſie ſich in den grünen Matten der Campagna, wie eine ausruhende Rieſenſchlange, welche einmal die Welt umſchlungen! O Rom! Rom! Rom! Schade, daß ſo viele Menſchen ſterben müſſen, ohne Dich geſehen zu haben; der Dich je ſah, trägt einen Himmel der Erinnerung in ſeiner Seele! Und der von Dir hörte, der müßte kein Menſch ſein, wenn die Sehnſucht, Dich zu ſehen, ihn nicht verglühte! Freund, ich komme zu Dir, und möge es der Himmel fügen, daß wir einmal mitſammen reiſen in's neue Jeruſalem. Bald ein Mehreres mündlich von

Deinem

aufrichtigen Freunde

Thomas Rund.

Ich bekomme Geld und Freunde, wenn ich wahrscheinlich keines von Beiden mehr brauchen werde; — so dachte sich Frosch — faltete den Brief, ging in das Gartenhaus, machte dort noch einige Pinselstriche an einer halb vollendeten Landschaft, und rauchte seine letzte Pfeife; dann empfahl er sich von seinem Freunde, bat ihn, er möge seiner nicht vergessen und ihn bisweilen besuchen — hierauf ging er in's Spital.

Zwanzigstes Kapitel.

Besuche im Spitale.

No veas hombre en el Mundo, a quien no pienses, que has de tener en lugar de propio hermano, con cuya prosperidad no te regociges, y te entristezcas con su adversidad.

Juan Luis Vives.

Spital, schauerliches Haus! Dicker Lexicon voll fürchterlicher Worte, die zwischen dem ersten Buchstaben: Armuth, Aussatz, Alter, und dem letzten: Zucken, Zugpflaster, Zusammenpacken und Zwangsmittel sich hinziehen! Großes Theater des Elendes, wo der Tod mit seiner Sense, wie ein Souffleur mit seinem Stäbchen, einem Schauspieler nach dem andern zum Abgehen winkt! Spital! Du mit großen Frakturbuchstaben geschriebenes Zeugniß von dem Misere des Menschenlebens! Geöffneter Rachen, der nie gesättigt wird, und immer lüstern ist nach neuen Seufzern, und dem krampfhaft ausgestossenen Todeshauch! Wie schauerlich und ergreifend ist deine Schattenseite! Doch soll uns auch die Betrachtung von deiner Lichtseite aus nicht entgehen; denn Dein Entstehen ist begründet auf den christlichen Werken der Barmherzigkeit, und je weniger du verrückt

wirst von deinem Fundamente, desto mehr vermagst Du auch Armuth und Noth, Krankheit und Schmerz zu lindern, desto mehr wird in Deinen Mauern, nicht nur das leibliche Genesen gefördert, sondern auch auf das Gesunden des Geistes hingewirkt werden. Was für ein himmelweiter Unterschied in der Krankenpflege zwischen Wärterinnen die um des irdischen, und solchen, die um des himmlischen Lohnes willen dienen! Wer vermag von den erstern, welche das liebe Geld zum Dienste berufen hat, immer den schmutzigen Eigennutz, oder sittenlose Roheit zu entfernen! Wer vermag hingegen den letzteren ihre Hingabe und Aufopferung, ihr Verzichten auf alle Lebensfreuden und ihre von Gott ausgegangene und zu Gott führende Liebe belohnen? Kein Mensch auf Erden! Die Hospitäler der barmherzigen Schwestern sind Einer von den vielen Beweisen für die Wahrheit der Kirche, einzig nur aus ihrem Schooße vermögen solche segensreiche Institute hervorzugehen; selbst dem frivolsten und geistlosesten (weil ganz in der Materie versunkenen) Spötter stockt das Wort auf der Lippe, wenn er diese frommen Jungfrauen, (um nicht, wenn er ihr Wirken als ein vom Himmel ausgegangenes erkennt, in den Lebenskreis des katholischen Christenthums gezogen zu werden) als Schwärmerinen erklären will.

Unter solcher Pflege befand sich der leidende Frosch.

Als am ersten Tage der Geistliche erschien um den Kranken zum Empfange der Sakramente vorzubereiten, zeigte er sich ganz willig und stellte nur die Bitte,

man möge ihm jenen Priester herbeirufen, durch dessen Fürsorge er sogleich in dieses Hospital aufgenommen ward. Die Bitte wurde ohne Umstände gewährt, denn Frosch war noch nicht in Todesgefahr. Der Gerufene erschien am nächsten Morgen. Einen Tag darnach erhielt Frosch einen Besuch von Falkensteiner, und wir wollen den Dialog welcher zwischen Beiden gehalten war, so viel als möglich getreu wiedergeben; und nur das Unbedeutende aus demselben ausscheiden.

Falkensteiner. Nun wie geht es Ihnen?

Frosch. Ich muß Ihnen schon das antworten, was einmal ein Lahmer zu einem Blinden auf diese Frage erwiederte, nämlich: wie Sie sehen!

Falkensteiner. Sie scheinen ja nicht so übel aufgelegt zu sein?

Frosch. Das ist leicht möglich, einige Tage früher war ich der Verzweiflung nahe, jetzt ist mir leicht und gut, nur werd' ich bisweilen von einer Bangigkeit befallen.

Sie sehen mich so traurig an, und halten mich wahrscheinlich noch für den verstockten Philosophen, der ich früher war — doch das hat sich geändert. Ich bin bekehrt — für diese Welt zu spät, für die andere aber denk' ich eben recht.

Falkensteiner. Es wäre Verstellung, wenn ich nicht meine Freude über ihre Nachricht aussprechen würde, ich bin aber begierig zu wissen, was zu ihrer Willensänderung Veranlassung gab?

Frosch. Veranlassung? O wie oft hätte ich diese im Leben gehabt — aber ich wollte nicht. Als am

ersten Abend eine Schwester vorbetete, und feierliche Stille im Saale herrschte, da war es mir, als ob mein Herz zerrissen würde, ich kämpfte eine Zeit mit mir — endlich aber quollen meine Thränen, der verstockte Wille brach — ich betete seit Jahren zum Ersten Male es kehrte der Gottesfriede in meiner Seele ein. — Mit mehr Liebe und Aufopferung, wie ich da die Kranken und mich behandelt sehe, kann eine Mutter ihr Kind nicht behandeln. Wenn es möglich wäre, so müßte sich hier selbst der Teufel bekehren! derselbe Teufel, über den ich so oft in lustiger Gesellschaft meine Witze machte. — Wie ist mir jetzt alles so klar, weil ich nur selber will! Warum sollte Gott der die Menschen schuf, nicht auch geistige Wesen geschaffen haben, und warum sollten unter ihnen nicht welche gewesen sein, die im Stolze gegen ihren Schöpfer sich empörten? — Habe doch auch ich mich gegen meinen Gott empört, und bin lange Zeit ein Teufel, und das noch ein recht ein dummer Teufel gewesen. — O wie dünkte ich mich weise, wie verachtete ich alles, was meinen Ansichten entgegen war, und wie sehr bewundere ich jetzt Ihre Geduld und Ruhe, mit der Sie oft zu mir sprachen.

Falkensteiner. Aber wird Sie das Reden nicht zu sehr anstrengen?

Frosch. Anstrengen? Was kann es mir denn viel schaden? Was ich Ihnen sage ist freilich alt, Sie wissen das längst — aber es macht mir Freude, meine trostvollen Gedanken mittheilen zu können, besonders

Ihnen, der Sie jederzeit an meinem Wohle so herzlichen, und von mir so wenig verdienten Antheil nehmen. Hier ist das Büchlein von der Liebe, das ich aus der Bibliothek des Hauses zu leihen nahm, und das ich noch nicht gar lange bei Ihnen verschmähte! Warum werden Bücher von so himmlischer Geisteskraft, und überzeugender Wahrheit so wenig gelesen? — Wenn ich es nur noch erlebe, meinen Freund Rund zu sehen, er wird von Rom kommen — er war immer gut gesinnt und führte ein gerechtes Leben; in seiner Nähe wagte ich nie zu spotten, und doch hätte ich ihn oft gern von der Kirche, in der er mit ganzer Seele lebt, auf meine sogenannte philosophische Seite herübergezogen. Wie wird es ihn so innig freuen, wenn er vor meinem Hinscheiden aus meinem Munde hört, daß ich mich auf's Neue in das Buch des Lebens habe einschreiben lassen.

Ueber Verschiedenes wurde noch gesprochen — am Ende vermachte Frosch dem nun geehrten Wohlthäter sein Tagebuch — in welches er aber jetzt noch Mehreres schreiben wollte, und dessen früher geschriebene Seiten er bisweilen lächelnd durchblätterte. Als Falkensteiner ihm die Bestimmtheit seines Todes ausreden wollte, sagte er, (wie es bei Lungensüchtigen gewöhnlich nicht der Fall ist, welche so gerne jede Idee, die eine Lebensvertröstung enthält, auffassen,) bestimmt und fest: Ich werde bald sterben, ich fürchte mich wohl und zage, aber ich verzweifle nicht und verzage auch nicht. Ich darf ja auf ein gnädiges Urtheil hof-

fen! Als sich Falkensteiner empfahl, rief ihm der Kranke noch nach: Bringen Sie mir was zur Unterhaltung zu lesen, aber doch ein Buch das auf die Ewigkeit Bezug hat — z. B. vom frommen Claudius, den ich früher zu lesen unter meiner Würde hielt.

Nach einigen Tagen stellte sich bei Frosch ein Besuch anderer Art ein. Es kam nämlich ein ganz wüthender Künstler, der früher öfter mit Frosch in Gesellschaft war, und mit ihm auch gleiche Gesinnung theilte. Nach den gewöhnlichen Fragen, die man an einen Kranken stellt, und den Tröstungen, die man ihm vorsagt, fuhr der Freund des Kranken auf einmal wie eine Schlange auf, als er diesen von Gottergebung reden, und die Worte des Heilandes anführen hörte: Wer an mich glaubt, wird in Ewigkeit nicht sterben. — Wie, rief er aus, Dich haben sie also auch herumgekriegt, und Du hast Deinen freien Geist knechten lassen, und wagst es nicht, zu sterben in der Naturinnigkeit, und Deinen Geist abzuliefern an die Uridee, von welcher er ausgegangen? Pfui der Schande, ich hätte Dich nimmer für so charakterlos gehalten, bei dem System, was der Mensch einmal aufgefunden und was er anerkannt hat, dabei soll er bleiben, und damit soll er, wenn es noth thut, auch sterben.

Uebrigens ist ja Dein Tod nicht gewiß! Ja, erwiederte Frosch, mein Tod ist gewiß, aber was Du da gesagt hast, das ist ein Unsinn. — Siehe, lieber Freund, entgegnete der Maler, der mehr von einem Versucher als von einem Besucher an sich hatte,

aus Dir redet, die Schwäche, die Festigkeit des Charakters ist von Dir gewichen. Erlaube mir, sagte Frosch nach einer Weile, mit starren Augen den Furioso anblickend, erlaube mir nur einige Worte: Gesetzt den Fall, mein jetziger Glaube wäre nur ein beseligender Wahn, der mir das Sterben leicht macht, wäre jener nicht ein Teufel, der ihn mir entrisse? Nun ist aber die Sache umgekehrt — und Du lebst im Wahn, aber in einem Wahn der Dich unglücklich macht, und das ewig, wenn Du ihn nicht bei Zeiten fahren lässest; ist es denn nicht sogar eine Pflicht von mir, wenn ich thue, was ich kann um Dir die Augen zu öffnen? Da es mir unmöglich ist, den ganzen großen Schaden gut zu machen, denn ich durch meine Zunge in der Zeit des Irrthums angerichtet, ist es nicht meine Pflicht, ihn zum Theile, und so viel ich kann, zu vergüten? Sage mir davon nichts, erwiederte der Andere, sich die geistigen Ohren zuhaltend, sei es, wie es immer sei, das mußt Du mir doch gestehen, daß der kein Mann ist, der auf dem Wege umkehrt, den er Jahre lang gewandelt; denn er zeigt einen unverzeihlichen Wankelmuth, aber keine männliche Beständigkeit.

Als Frosch diese Worte vernommen, zuckte ein sarkastisches Lächeln über seine fahlen Züge, es war der Vorbote eines Gedankens, der in ihm aufdämmerte, und mit welchem er dem Andern sein unsinniges Beständigkeitsprinzip beleuchten wollte. Höre, sagte er zu ihm, und unterbreche mich nicht, bis ich ausgeredet habe. Gesetzt den Fall: Du reisest von Brünn

nach Wien, und es begegnet Dir ein Freund auf dem Wege, der gegen Brünn zugeht, und Du fragst ihn: »He Alter! wohin?« Und er antwortet Dir: »Ich will nach Rom!« so wirst Du diese Antwort für einen Scherz halten — wenn aber der Andere im Ernste dabei verharren sollte, so wirst Du ihm sagen: »Freund! Du gehst gerade den entgegengesetzten Weg, kehre um, und geh mit mir, sei kein Narr!« und der erwiedert Dir, dich stolz anblickend: »Ich bin ein Mann und bleibe beständig, und werde es selbst im Irrthum bleiben. Uebrigens ist ja ein altes Sprichwort, und das heißt: es geht der Weg überall nach Rom! und sollte ich nun schnurgerade um die Erdkugel wandern müssen, ich gehe nicht zurück!« und Du sagst ihm wieder: Es wird Dir aber der eisige Nordpol im Wege liegen, und der wird Dich kalt machen für immer! Und er erwiedert auf's Neue und zwar mit philosophischer Kälte: »Nun gut, so erfriere ich, und habe wenigstens den Trost, daß ich als Mann erfroren bin!« Du! nachdem Du diese letzte Rede vernommen, wirst weiter gehen, und dir denken: Der Kerl ist verrückt, es läßt sich kein vernünftig Wort mit ihm reden, ich habe das Meine gethan, ihn abzuhalten, da es aber nichts gefruchtet, so soll er meinetwegen zum Teufel gehen. — Verstehst Du nun was ich mit dem Gleichnisse haben will?

Ja wohl, erwiederte der Andere, nur hab' ich das Eine dagegen einzuwenden, daß der Weg zur Wahrheit schwerer zu finden sein dürfte, als der Weg nach Rom.

Und ich, sagte Frosch, (nach einem Band von Claudius greifend, der ihm auf sein Verlangen von Falkensteiner war gesandt worden,) bin vollkommen überzeugt, daß jeder dieser Wege gleich leicht zu finden ist, wenn man nur auf einen Rath hört und sich nicht selbst für weiser hält als die ewige Weisheit. Hier las ich eben zuvor ein Gleichniß, welches deine Einwendung in's wahre Licht zu stellen vermag; und der Andere las flüchtig die bezeichnete Stelle:

»Es war einmal ein Edler, dessen Freunde und Angehörige durch ihren Leichtsinn um ihre Freiheit gekommen, und in fremden Landen in eine harte Gefangenschaft gerathen waren. Er konnte sie in solcher Noth nicht wissen, und wollte sie befreien. Das Gefängniß war fest verwahrt, und von inwendig verschlossen, und Niemand hatte den Schlüssel. Als der Edle sich ihn nach vieler Zeit und Mühe zu verschaffen gewußt hatte, band er dem Kerkermeister Hände und Füße, und reichte den Gefangenen den Schlüssel durch's Gitter, daß sie aufschlößen, und mit ihm heimkehrten. Die aber setzten sich hin um den Schlüssel zu besehen, und darüber zu rathschlagen. Es ward ihnen gesagt, der Schlüssel sei zum Aufschließen, und die Zeit sei kurz. Sie aber blieben dabei, zu sehen und zu rathschlagen, und einige fingen an, an dem Schlüssel zu meistern, und daran ab- und zuzuthun. Und als er nun so nicht mehr passen wollte, waren sie verlegen, und wußten nicht, wie sie ihm thun sollten. Die An-

dern aber hatten ihren Spott und sagten, der Schlüssel sei kein Schlüssel, und man brauche auch keinen."

Nachdem der Freund Frosch's diese Stelle gelesen hatte, legte er das Buch auf ein neben dem Bette stehendes Tischchen, und entfernte sich mit den Worten: »Lebe wohl, ich habe eben jetzt einen nothwendigen Gang, ich wünsche Dir Besserung, und werde Dich bald wieder besuchen." So ging er fort, aber er besuchte Frosch nimmer, und besserte sich selbst im geistigen Sinne, wie zu vermuthen, eben so wenig, als bei Frosch im leiblichen an eine Besserung zu denken war — aber wahrscheinlich hält er sich noch für einen Mann von Grundsätzen, von festem Charakter, von eisener Beständigkeit, und dieser erhabene Gedanke ist sein Stolz und seine Freude — so lange es gehen mag.

Verlassen wir nun auf eine Weile das Spital, und begeben wir uns unter einen sehr belebten Thorweg eines Durchhauses der guten Stadt Wien. Wir sehen dort zwei junge Männer beschäftigt, ober einer hölzernen Bude mit Glasfenstern, einen Schild mit goldenen Lettern aufzuhangen; nachdem diese bedeutende Arbeit geschehen ist, stellen sich die beiden mit verschränkten Armen in die möglich weiteste Ferne, und betrachten mit sichtlichem Vergnügen die goldene Aufschrift, welche lautet: Riecke und Wenicken. Die beiden Männer haben ein Geschäft auf eigene Faust unternommen, und fühlen sich glücklich inmitten ihrer Barometer und Perspektive, denn die Erstern zei-

gen ihnen bei ihrem Geschäfte: Schön Wetter, und durch die Zweiten erblicken sie goldene Berge. Wir wollen ihnen zu ihrem Unternehmen alles Gute wünschen, und stellen uns, (es kommt ohnehin schon der Abend heran,) ein wenig in ihre Nähe, um ihr Gespräch zu hören.

Wenicken. Ich sage Dir nur Ladewich, laß erst den Tag 'ran kommen, was da die Buchstabens für eine Glorie machen werden!

Riecke. Ich glaube, wenn mein Vater hier sein dhun thäte, und seinen Nahmen in Gold sehen könnte, er möchte vor Freuden einen Kirsch und Nelken jenießen.

Wenicken. Und wenn das so fortgeht, so kann es noch ein wahres Vergnügen werden, denke Dir, heute allene sind an die zwei Dutzend Brillen, drei Perspektive, und fünf Barometers losgegangen. Das wäre doch der Deubel, wenn unser Renomeh nicht immer stärker werden thete. Für heute wollen wir unser Conthor zuschließen, und nachsehen, was zu Hause unsere Gesellen machen dhun.

Riecke. Hast Du schon gehört, der Maler Frosch geht och auf den letzten Beenen, wir sollten ihm doch mal 'ne Visite machen, es ist immer ein fideler Kautz gewesen, und hat sich nie nicht genirt mit uns zu gehen, als wir noch arme Deubel waren.

Wenicken. Ja, ja, ich bin dabei, morgen ist Sonntag, weißt Du sein Logis?

Riecke. Es ist in Gumpendorf, die Leute dhun es bei die grauen Schwestern heißen, 's ist so 'ne Art

Spital, und für Kranke soll's dort gar nicht übel sein.

Wenicken. Nu, wir wollen seh'n; von dort glaub' ich, ist nicht sehr weit zu die kleene Linie, da haben wir schon eenmal schönes Bier getrunken, wir wollen nach der Visite hinausgeh'n.

Riecke. Aber in keene Kneipe, das ist an Sonntagen sehr unanständig und gemeene, wir gehen in ein Kaffehhaus, zahlen da für die Halbe um einen Kreuzer mehr, und haben dafür solide Gesellschaft.

Wir brauchen nicht erst zu sagen, daß Frosch am folgenden Nachmittage seine zwei Freunde auf Besuch bei sich sah, die ihm in ihrer gemüthlichen Weise den Trost des Dableibens und Besserwerdens zusprachen. Sie erkundigten sich genau um die Bedienung, Pflege u. s. w. des Hospitals, und fanden den wachseingelassenen Fußboden, den hohen Saal, die reinen Betten, und alles miteinander recht schöne. Mehr Freude aber noch als Frosch, mochte sein Bettnachbar über den Besuch haben, denn auch er war ein gebürtiger Berliner, und hatte, wenn er auch schon lange Jahre nicht mehr daselbst hauf're, doch die lieblichen Mauern seiner Vaterstadt, an denen im Sturme sich die Wogen des Brandenburger Sandmeeres brechen, nicht vergessen. An dem nämlichen unheilbaren Uebel wie Frosch leidend, verscheuchte er doch bald seine trüben Gedanken, als die Jugenderinnerungen in seinem Geiste auftauchten; die jungen Landsleute fragten ihn, wie er denn in's katholische Spital käme? Er sagte

ihnen, daß er Katholik sei, daß er aber auch als Protestant hereingegangen wäre; er zeigte ihnen auch Einen ihrer Confession, und bemerkte am Ende, im Elend sucht man dort Hülfe, wo man sie findet, und Pflege wo sie am liebreichsten ist. Es gewährte ihm auch noch einen Herzenstrost auf dem Krankenlager, seinen jungen Landsleuten von den Heldenthaten zu erzählen, deren er sich schuldig gemacht, und von der fürchterlichen Courage, mit der er in den Kriegszeiten behaftet war; die Erzählung seiner glorioſen Ereigniſſe wurde aber mit der wahrscheinlich schon stereotypen Phrase begonnen: Jungens, ich hab' auch mitgeholfen, Anno 13 die Karre aus'n Dreck schieben, ich hab' Euch Allens mitjemacht u. s. w.

Die Berliner entfernten sich, und im Fortgehen sagte Weniken zu Riecke: Was meinst Du, könnte man denn nicht bei uns auch so'n barmherziges Spital aufrichten? — O ja, ich wüßte nur eenen Hacken, ich meene man krigte bei uns keene Mädchens dazu. — Du kannst recht haben, Ladewich, sagte nach einigem Nachsinnen Weniken zu seinem Freunde, es würde in Berlin sehr daran manjeln, und das ist wegen die Verhältnisse!

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Das letzte Blatt im Lebensbuche des Max Frosch.

Questo è tempio di Dio: qui son le sedi
De' suoi guerrieri, e tu avrai loco in queste.
Quando ciò fia? Rispose. Il mortal laccio
Sciolgasi omai, s'al restar qui m'è impaccio.
La Gerusalemme liberata XIV. 7.

Das Tagebuch eines Menschen, der mehr in dasselbe hineinzuschreiben weiß, als seine Ausgaben und Einnahmen, seine Unterhaltungen und Landparthieen, seine: dort gewesen und da gewesen, Jener mit gewesen und Diese mit gewesen, gut unterhalten oder schlecht unterhalten, das Tagebuch also eines Menschen, der das hat, was man Geist nennt, wird ein treueres Bild seiner Seele sein, als seine anderweitigen Worte und Handlungen, welche mit Vexir- oder Hohlspiegeln eine Aehnlichkeit haben, weil diese selten den innern Willen und Gedanken in seiner aufstrebenden Freiheit zeigen, sondern ihn nur mit dem Bimsstein des Savoir vivre abgeschliffen, und mit der Politur der Civilisation geglättet zur Schau tragen.

Diese Periode muß wohl zunächst deßwegen hier ihren Platz finden, weil sie das öftere Anführen von Tagebuchsextracten beschönigen soll. Hier folgen nun die letzten niedergeschriebenen Gedanken von Max Frosch:

Auszug aus dem Journal eines den Tod Erwartenden.

Wie viel anders sieht der Mensch das Leben an, wenn er sich der, für den Augenblick süßen Meinung hingibt, es dauert noch recht, recht lang, z. B. ein halbes Jahrhundert; als wenn er die Ueberzeugung hat, daß es recht, recht bald damit zu Ende gehe. Der letzteren Ueberzeugung bin ich. Mein Leben war verfehlt, das Andenken an die Vergangenheit brennt in meiner Seele, es brennt noch fort, nachdem ich die Schale reuiger Zähren darüber ausgegossen. — Könnte ich jetzt reden — fürwahr ich würde ein anderes Glaubensbekenntniß ablegen, als das, mit welchem ich mich öfter auf Bierbänken in flotter Gesellschaft gebrüstet habe! — Meine Freunde werden wie vor und ehedem draußen sitzen im Lerchenfeld, und wenn sie eben nichts anders zu reden wissen, wird vielleicht einer fragen: Wißt Ihr nicht, wie es dem Frosch ergeht? Und ein Anderer antwortet: Nu, er wird kaum mehr große Sprünge machen, sein Gesicht ist schon in die hypokratische Larve umgewandelt; und ein Dritter (vielleicht der Tiefsinnigste) bemerkt: Ist doch ein sonderbar Ding das Sterben, und darauf

sagt ein Vierter: Hast Du schon die neue Posse gesehen — und da fangen sie alle zugleich an von der neuen Posse zu reden, und haben auf Frosch und auf das Sterben und auf Alles miteinander vergessen, denn der Witz ist lustiger, als der Tod.

Heute ging ich mühsam in die Kapelle, um der Messe beizuwohnen; ich war vom Liede, welches die Schwestern sangen, tiefinnig ergriffen, je mehr die Schale des Naturlebens vermodert, sich verdünnet und ihrem völligen Zerbrechen entgegengeht, desto weniger lebt der Geist der Täuschung, besonders wenn er den Frieden gefunden, den die Welt nicht geben kann — was wäre ich jetzt ohne diesen Frieden? Ein Verzweifelnder. Gott sei Dank, daß ich es nicht bin! Die Hände der Schwester, welche die Orgel spielte, dünkten mir zwei heilige Gestirne, aus denen die Tonstrahlen auf die Klaviatur strömen, um durch die Wärme der Töne, das in Sünden erstarrte Herz zu beleben.

Welch' ein himmelweiter Unterschied, ein frommes Weib an einer Orgel, und ein leichtfertiges an einem Flügel sitzen zu sehen; die äußere Handlung des Spieles ist analog, und doch welche Verschiedenheit in der Geberde! Meine Gedanken waren während der Opferhandlung zerstreut — aber wenigstens nicht der Sünde zugewendet. — Wenn ich da in meinem Bette liege, um meinen Leib auf einen andern Schlaf vorzubereiten, habe ich oft die wunderlichsten Gedanken. Wenn ich die Gestalten der Schwestern ernst und

würdevoll auf und niederwallen sehe, um zu helfen und zu trösten, da dünkt es mir, als sei ich nicht im verworrenen neunzehnten Jahrhundert, wo man die Philantropie mit den Lorbeeren und Rosinen schöner Redensarten in die Bücher, wie in Fäßer eingepöckelt hat, um sie aus den Herzen, in denen sie früher frisch und blühend unter dem Namen der christlichen Nächstenliebe wohnte, loszubringen. Die moderne Uhr, welche dort an der Wand hängt, beleidigt dann meine Augen, denn sie zeigt mir eine Zeit, die Schuld war (freilich nur zum Theile) an meinen Verirrungen.

Heute starb der alte Berliner; er muß eine gute Seele gewesen sein, und zeigte eine große Ergebung. Gestern trieb er noch die Lieblingsbeschäftigung seiner Zunge, nämlich: das Witzmachen. Ich konnte mich bei all' meinem eigenen Elende des Lächelns nicht erwehren, als er nach einer mühsamen, durch Husten unterbrochenen Schlachterzählung, die Bemerkung machte: Ich habe manchmal in meinem Leben gefochten, aber noch viel öfter davon verzählt, das Fechten ist schon lange vorbei, mit dem Verzählen wird's auch bald zu Ende gehen, und Männeken, ich hab' auch was Ehrliches gelogen, aber es war Alles für's Vaterland, und dadrum ist auch mein Gewissen nicht sehr beschwert. Als ihm nun sein anderer Nachbar sagte: Darüber könnt Ihr Euch trösten, was für's Vaterland geschah, mag das Vaterland auch verantworten; der Schlachten-Erzähler erwiederte ganz ruhig: Det is es ebend, wat ich meene.

So hab' ich auch den alten und getreuen Freund Thomas Rund noch vor meinem Tode gesehen! — Er weinte als er mich sah, und ich zum deutschen Händedruck ihm eine abgezehrte Hand hinreichte, als er mein im Zehrfieber wallendes Blut durch die Oberfläche der Haut zucken fühlte, welches wie tausend Hämmerlein an meine Todtenglocke schlaget. Wie sich die Engel freuen über eines Sünders Bekehrung, so freute auch er sich, der dem Hirten getreu geblieben, als ich es ihm sagte, daß mein geistiges Auge sich aufschloß, kurz ehedem mein leibliches brechen wird. Mit bebender Hand schreibe ich: Dank Dir, Du lieber Freund, für Deine Besuche und Dein langes Verweilen an meinem Sterbelager; Du glänzest mir wie ein Abendstern vor der Nacht des Todes, oder vielmehr wie ein Morgenstern vor dem neuen Leben!

Ich und Rund hatten eine gleiche Bildung — wir lasen in der Jugend dieselben Bücher, wenig gute und mehr schlechte, wie dieß der Bücher Verhältniß ist — er wurde ein Mann, und ich blieb ein Junge. Er hatte Männer an der Hand, die ihn lesen lehrten; ich las alleine, und lebte in meiner Einbildung, in mir blieb das Gift der Literatur sitzen. Man kann das Lesen nicht verwehren, aber man kann es lehren. — Der Gedanke an den Tod geht wie ein Faden durch alle meine andern Gedanken, nur so lang ich bete wird er mir tröstlich!

Oft habe ich als Knabe den Herrn um eine selige Sterbestunde gebeten, siehe, nun ist sie mir nach man-

chen Wirren und Irrthümern meines geistigen Lebens gewährt, und doch hält mich Furcht umfangen — aber wer sollte die Gerechtigkeit nicht fürchten?

Könnte ich es doch einem Jeden, dem Gott und Ewigkeit noch etwas mehr sind als leere Worte, sagen, daß es eine betrübte Sache sei, sich das Läuten der Andachtsglocke bis auf den Abend des Lebens aufzusparen.

So endet, die wenigen Zeilen ausgenommen, die weiter unten angeführt werden, das Tagebuch des Malers. Er bedauert es selber, daß er erst am Ende des Erdenwallens seinen Blick zur ewigen Zukunft hingewendet. Wie am Abende bisweilen die Sonne ihr glühend Roth vom Berge funkelt, in dessen Krater sie hinabzusinken scheint, so leuchtet auch oft der Strahl des geistigen Lebens, die Menschenseele in glühender Lohe am Lebensabend, ehe sie verschwindet aus dem irdischen Jammerthale; und wie die verlöschende Flamme über den noch glimmenden Docht hoch aufzuckt, ehe sie zum letzten Male herabkommt, um ihn noch zum Abschied zu küßen, und dann von ihm zu scheiden, so leuchtet auch die Seele hoch auf, ehe der hinfällige Körper in den Staub sinkt, und sie aufschwebt zum Lichte.

Dem Grundsatze getreu: Wer immer außer dem Hause ist, kommt nimmer zu sich; oder: Unter Men-

schen wird der Mensch nicht besser; oder: Die Einkehr in sich selber führt zur Selbstkenntniß, besuchten Graf Tornasol und seine Gemalin nicht sehr häufig Gesellschaften und Theater — und da nun Beide diesem Principe gemäß, einst am Abende mit einander sprachen, bemerkte die Gräfin: Ich weiß nicht woher es wohl kommen mag, wenn ich jetzt Almosen spende, oder überhaupt Geld zu irgend einem wohlthätigen Zwecke hergebe, so geschieht es mit dem größten Widerwillen; es kann diese Empfindung nicht Geiz sein, da ich für ganz unnöthige Dinge das Geld mit der größten Gleichgültigkeit weggebe. Darauf erwiederte der Graf: Ich weiß wohl ein Mittel, welches diese, der Nächstenliebe so widersprechende Gefühllosigkeit aufzuheben vermag. — Und dieß besteht? — In der Betrachtung des menschlichen Elendes in der Nähe, z. B. im Besuche eines Hospitales, oder einer darbenden Familie, wobei der Wohlthäter außer der Lehre die er empfängt, noch das Vergnügen hat, sich als einen Engel des Lichtes betrachtet zu sehen.

Am folgenden Tage besuchte der Graf mit seiner Gattin das Haus der barmherzigen Schwestern zu Gumpendorf, und bat daselbst die Oberin, ihn durch einen Krankensaal zu führen, wo eben keine ansteckende Krankheit herrsche, denn ohne Zweck, bemerkte er, ist es ja nicht nöthig, sich einer Gefahr auszusetzen. Sein Begehren wurde sogleich erfüllt; als man zur Thüre des Saales kam, tönte ein kleines Glöcklein — die Oberin öffnete — es wurde eben einem, der dem

Tode sich nahe fühlte, auf sein eigenes Begehren die letzte Wegzehrung dargereicht — nachdem dieß geschehen, ging man durch den Saal, die Gräfin blickte mit innigem Mitleid auf jenen Menschen, der so bald hingehen mußte in den Tod, ohne es zu wissen, wer er er sei. Nachdem den Besuchern des Spitals auch die übrigen Theile des Hauses, gezeigt worden waren, und die Gräfin sich zu einem Gebete in der Kapelle niedergekniet hatte, wobei sie auch Desjenigen gedachte, den sie hatte im Todeskampfe ringen sehn — entfernten sich dieselben mit dem durch die Seufzer der Elenden neu angefachten Geiste der Wohlthätigkeit und Nächstenliebe.

Frosch nahm mit matter Hand zum letzten Male sein Tagebuch, und schrieb zitternd mit fast unleserlicher Schrift Folgendes:

Kaum war ich gekräftigt durch die Speise des Lebens, als die Gräfin Tornasol mit ihrem Gemahl vor meinem Lager vorüberging — sie kannte mich nicht, blickte mich aber an — ich hätte mich können offenbaren, und wollte es auch schon thun, aber nicht vielleicht aus der Ursache, um einige Worte des Mitleids zu erhaschen, denn über die Thorheiten aller Sentimentalität erhebt mich der Weg, den ich jetzt zu wandeln habe; sondern ich wollte mich aus einem gewissen inneren Drang zu erkennen geben, und sagen: Kennen mich Euer Gnaden nimmer, ich bin Max Frosch. — Aber ich dachte mir gleich dazu: Weg mit jeder Tröstung der Welt! Breche deinen Willen

Sterbe unerkannt! Herr, nimm diesen kleinen Kampf als meine letzte Buße hin!

(An Herrn Falkensteiner) Theilen Sie meine zu hoffende Erbschaft würdigen Armen aus — Gott befohlen! Dank für alles Gute. Beten Sie für — — — —

Einige Tage nach der obigen Begebenheit trat Tornasol mit einem Blatte der Wiener Zeitung in das Zimmer seiner Gemalin, und sagte zu ihr: Du hast den jungen Mann, der im Hospitale dem Tode nahe war, geseh'n. Weißt Du, Rosa, wer er war?

Nun, wer sollte es gewesen sein? fragte die Gräfin.

Nimm und lies hier, erwiederte der Graf auf das Verzeichniß der Verstorbenen deutend, und sie las: Maxmilian Frosch, Maler, 28 Jahre alt, an der Lungensucht, bei den barmherzigen Schwestern zu Gumpendorf.

Ende.

Sterbe unerkannt! Herr, nimm diesen kleinen Kampf als meine letzte Buße hin!

(An Herrn Falkensteiner) Theilen Sie meine zu hoffende Erbschaft würdigen Armen aus — Gott befohlen! Dank für alles Gute. Beten Sie für — — — —

Einige Tage nach der obigen Begebenheit trat Tornasol mit einem Blatte der Wiener Zeitung in das Zimmer seiner Gemalin, und sagte zu ihr: Du hast den jungen Mann, der im Hospitale dem Tode nahe war, geseh'n. Weißt Du, Rosa, wer er war?

Nun, wer sollte es gewesen sein? fragte die Gräfin.

Nimm und lies hier, erwiederte der Graf auf das Verzeichniß der Verstorbenen deutend, und sie las: Maxmilian Frosch, Maler, 28 Jahre alt, an der Lungensucht, bei den barmherzigen Schwestern zu Gumpendorf.

Ende.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Brunner, Sebastian,

Des Genies Malheur und Glück eine Erzählung

Bd.: 2

Regensburg 1848
P.o.germ. 200 dg-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10106444-7